N·G·Z Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 17 — Sonntag, 28. April 1935

„Immer muß ich wieder lesen ...“

Immer mufz ich wieder lesen
in dem alten, heilgen Buch,
wie der Herr so gut gewesen,
ohne List und ohne Trug;

wie er hiefz die Kindlein kommen,
liebend hat auf sie geblickt
und in seinen Arm genommen
und an seine Brust gedrückt;

wie er helfendes Erbarmen
allen Kranken gern bewies
und die Niedern und die Armen
seine lieben Brüder hiefz;

wie er keinem Sünder wehrte,
der mit Reue zu ihm kam;
wie er huldvoll ihn belehrte,
ihm den Tod vom Herzen nahm.

Immer mufz ich wieder lesen,
lies' und weine mich nicht satt,
wie der Herr so treu gewesen,
wie er uns geliebet hat:

Hat die Herde mild geleitet,
die sein Vater ihm verliehn;
hat die Arme ausgebreitet,
alle an sein Herz zu ziehn.

Lafz mich knien zu deinen Füfzen,
Herr, die Liebe bricht mein Herz!
Lafz in Tränen mich zerfliefzen,
mich vergehn in Wonn und Schmerz!

Luise Hensel.

Aufnahme: W. Pfeifer, Neuß

Weißer Sonntag.

O weifzer Sonntag! Du Frühling des Lebens!

Junges Grün und liebliche Blumen entbieten dem Menschen Grüfze des erwachten Frühlings. Leise erschauert die Erde vor seligem Glück. Sie träumt von viel kommender Schönheit, von weifzen schneeigen Blüten, von Vogelgesang und Blumenduft. Durch die Kronen der Bäume des Waldes geht ein geheimnisvolles Raunen und Rauschen.

Helle Sonnenlichter brechen sich Bahn durch die Kirchenfenster und verkünden auch dort den Frühling. Es ist, als hätten sie unsichtbare Lilienkränze in den goldenen Händen und streuten sie über die Kinderschar vor dem Altare, die glückselig dort kniet. — Frühling draufzen, Frühling drinnen in den Herzen der Kinder am Weifzen Sonntag! — Ernst und andachtsvoll schauen die Kinder zu dem Priester auf, und die hellen, klingenden Stimmen antworten feierlich auf seine Fragen, die er an Gottes Statt an sie richtet und geloben mit der ganzen Inbrunst des Herzens unwandelbare Liebe und Treue zu ihrem Heilande.

Weifzer Sonntag! — Schweigend lauschen alle, die in dem Gotteshause versammelt sind. Wie klingen die jungen Stimmen so feierlich; wie schlank und weifz ragen die Kerzen auf! O, der Frühling der Seelen dieser Kleinen weckt liebe Erinnerungen. — So selig unwissend sind die Kinder noch. Sie gingen noch nicht weit ins Leben hinein. Und doch, wie schnell ist die Zeit entschwunden seit dem einen Tage, da man sie als hilflose Menschenkindlein zur Taufe trug, wo der ersten Kerze Reinheit über ihnen leuchtete und das Taufwasser sie zu Gottesseelen machte. — Nun stehen sie vor dem Altare und halten selbst die schlanke Kerze in den unschuldigen Händen, widersagend der Sünde mit ernsten Worten. Und einer nähert sich ihnen, der gesagt hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Damals schlofz der Heiland sie in seine Arme und segnete sie. Jetzt aber gibt er sich den jungen Seelen zu eigen. Er kommt zu ihnen, sie mit seiner Gnade zu beschenken. Keine Blüte draufzen in Garten und Wiese ist so rein, so lieblich wie die Seelen an ihrem Weifzen Sonntag; keine ist so voll königlicher Schönheit wie diese, die der Heiland umschliefzt.

Die da knien und lauschen, hören mit geheimnisvoller Stimme das Wort für alle: „Werdet wie die Kinder!“ — All' die Müden, die Verirrten, die Enttäuschten, alle Leidgebeugten hören das Wort: „Werdet wie die Kinder!“ Sie sind schon viele Wege gegangen seit dem Frühling ihres Weifzen Sonntags; in manches Blümlein sind Tränen des Lebensernstes geflossen.

Wie ein helles Licht strahlt das Wunderwort ins Herz: „Werdet wie die Kinder!“ Ja, wie ein Kind durchs Leben gehen, demutsvoll, mit einem Herzen voll Reinheit, voll Liebe und Vertrauen. — Und es erfafzt sie ein Hunger nach Gutsein, ein Verlangen nach weifzen Blüten, nach dem Frühling des Herzens. — Mit den glücklichen Kindern wiederholen auch sie es still und ernst: „Wir Widersagen dem Satan und allen seinen Werken.“

In kindlicher Begeisterung geben die Frühlingsseelen ihrem Heilande das Versprechen: „Unsern hl. Glauben wollen wir treu bewahren; nie soll die Flamme der Liebe zu Dir erlöschen. Unsere weifzen Kränze sollen nicht verwelken und verstauben; wir weihen sie Dir für immer.“

Die Herzen der Gläubigen durchzieht ein wehmütiger Schauer: Ach, dafz man diese jungen Seelen bewahren könnte vor allem Schmutz und Staub der Welt, dafz man doch die Hände über sie halten könnte immerdar! Die Zeit wird vergehen. Die Kerze des Erstkommuniontages erlischt, und auch an diese Kinder wird das Leben mit seinem Ernst, seinem Leid und seinen Enttäuschungen herantreten. — Ob das Schicksal sie immer gewappnet findet? Die Aufrechten und Starken werden in Treue Christus gehören. Sie werden sich durch nichts abirren lassen, sondern stark und königlich in ihrer demütigen Kraft immer den Blick gerichtet halten auf das letzte grofze Ziel. — Manche werden vielleicht einmal nicht mehr daran denken, dafz sie einstmals an einem goldigen Frühlingstage gelobt haben: Wir widersagen. Vielleicht, dafz dann einmal in einer Segensstunde die Erinnerung an ihren Hrrzensfrühling wie ein Licht durch die Seele geht und das Heimweh weckt nach dem Weifzen Sonntagsfrieden.

Weifzer Sonntag! Hoch und aufrecht stehen die Kerzen mit ihren goldenen Flammenkronen. Ueber weifze Kränze und Blüten rinnen golden die Sonnenlichter.

T. Hummen.

Erlebnis in Pu-tai-Fu:

Als Gefangener auf einer Piratendschunke.

Wie ich chinesischen Seeräubern in die Hände fiel.

Von meinem Fenster aus übersehe ich die weite Bucht von Pu-tai-Fu, die zur Hälfte von Bergen eingerahmt ist, so als ob die Fläche der Bucht von einer Klaue gehalten wird. Den Hafen hinunter stehen schmierige Hütten und Bretterbuden, die auf den einzigen Platz dieses Drecknestes, zu dem der Hafen gehört, führen; und im Hafen selbst, unterhalb meines Fensters, liegen noch mehr stinkende und übelriechende Dschunken. Seit zwei Tagen warte ich nun schon mit Pit, unserem Steuermann, hier in Pu-tai-Fu auf die große Dschunke, die mich nach Tschintschai-houz bringen soll, dem nächstgrößten Hafen, um von dort mit dem Kursdampfer weiterfahren zu können.

Jedenfalls haben wir Muße genug, in diesem versteckten rein chinesischen Hafen, Land und Leute zu beobachten; und mein Wirt, ein dicker und fetter Chinese, in dessen Bartsträhnen noch das Mittagessen vom vergangenen Sonntag Wurzeln schlägt, meint in seiner asiatischen Gleichmütigkeit und Ruhe: „Wir werden noch früh genug an unser Ziel kommen!" Ich dagegen bin anderer Meinung und um unser Weiterkommen in großer Unruhe. Jedenfalls sieht es nicht so aus, als wenn wir schon die nächsten Stunden von hier weiterkämen; dazu kommt die eigenartige Geschäftigkeit, die Tag und Nacht in dieser Herberge herrscht, und die mich mißtrauisch macht.

Besonders fiel mir unter den Gästen ein langer, dünner Dschunkenführer auf. Das Gesicht dieses Mannes war über und über mit Narben besät, und sein Blick war stechend und falsch. Als ich versuchte, den Wirt auszuhorchen, schwieg dieser. Aber Pit und ich kannten die Freuden und Leiden des östlichen Lebens, und unsere einzige Waffe war die Vorsicht. —

Es ist der Abend des dritten Tages, immer warten wir noch auf die große Dschunke. Draußen ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagt. Da es schon spät ist, trinke ich noch einen Whisky und gehe zu Pit nach oben, um ihm in seiner dunklen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten. Unser Zimmer ist ein einziger Bretterverschlag, in dem an Schlaf nicht zu denken ist. Es wimmelt und kriecht an den Wänden, auf dem Fußboden; und wo man hintritt, tritt man auf Ungeziefer, das unter der Schuhsohle knirscht.

Das gelbe Licht einer Dschunke, das ich schon verschiedentlich in den letzten Nächten beobachtet habe, hat einen quälenden Argwohn in mir verstärkt. Irgendwie suche ich hier einen Zusammenhang zwischen dem langen Dschunkenführer und der Dschunke da draußen in der Bucht, die die geheimnisvollen Lichtsignale sendet.

Kalt ist es hier oben in dem einzigen Gastzimmer des Hauses, gleich über uns ist das Dach. Wir sitzen an dem kleinen fensterartigen Loch und starren schweigend in das undurchdringliche Dunkel, das über dem Hafen liegt; achten auf jeden Laut und jedes Licht, das irgendwo aus dem Dunkel der Nacht auftaucht.

Sollte ich mich in meinen Ahnungen doch getäuscht haben? Es muß schon spät nach Mitternacht sein; aber alles bleibt ruhig. Nur der Regen und der Sturm umpeitschen das Haus, in dem es seit kurzer Zeit merkbar ruhig geworden ist. Eben will ich aufstehen, da — was ist das? — das gelbe Licht! Einmal — zweimal — dreimal — kurz, lang, kurz —. „Signale?"

Schritte, die doch nicht so leise sind, trotz Filzschuhen und Sturm, daß man sie nicht hören kann, nähern sich unserem Verschlag. — Ein Sprung zur Tür: aber schneller als ich denken kann, ist die Tür unter großem Krachen im selben Augenblick aufgerissen und ein blendender Lichtkegel durchjagt unseren winzigen Raum.

Blitzende Dolche — schweigende raubgierige Gesichter — ich springe zur Seite hinter einen Balken — erhalte im selben Augenblick einen schweren Schlag auf den Kopf, — höre noch, wie Pit aufschreit — dann schwinden mir die Sinne.

Dunkel umgibt mich, als ich endlich wieder die Augen aufmache. Ganz allmählich erst kehrt mein Denkvermögen wieder, und langsam weiß ich, was vorgefallen ist. Mein Kopf schmerzt furchtbar. Meine Glieder sind schwer wie Blei, und ich kann sie nicht bewegen.

Wo befinde ich mich? Mein erstes Wort ist „Pit". Doch Pit antwortet nicht. Dafür höre ich in allernächster Nähe leises Stöhnen. Wenn ich nur meine Glieder bewegen könnte; aber die sind so stark eingeschnürt, daß ich schon das Leder auf dem rohen Fleisch spüre. — Sind wir in einem Keller? Nein! — Das leise Schaukeln und das gurgelnde Wasser unter mir kann nur die Bucht sein. Also wahrscheinlich auf der geheimnisvollen Dschunke?

Wie lange sollen wir hier noch liegen und was wird mit uns geschehen? Diese Frage brauche ich nicht zu beantworten. Plötzlich, ich bin gerade dabei, mich von meinen Fesseln zu befreien, entsteht über unserem Verließ ein durchtbares Getrampel, Schüsse krachen, dann wieder Ruhe. Doch nicht lange, dann beginnt es wieder unruhig zu werden — ein Höllenlärm — Schreie — Schüsse — es ist, als wolle der Kahn jeden Augenblick in die Luft fliegen. Minuten vergehen, dann wird es ruhiger. und plötzlich — Licht — Tageslicht fällt in unsere Finsternis. „Pit, seid Ihr da unten?"

Der rettende Engel, der uns aus unserem Verließ befreite, war die große Dschunke, die wir tagelang vergeblich erwarteten. Da wir vorher schon Plätze zur Ueberfahrt belegt hatten, konnten wir nur in der Herberge sein oder aber, nachdem man uns nicht fand — — —

Als die große Dschunke anlegte, sah der Kapitän die Piratendschunke im Labyrinth der kleinen Buchten verschwinden, konnte sie aber einholen, da er schon infolge der Verspätung vermutete, daß ein Ueberfall auf seine Passagiere ausgeführt worden sei. Nach starker Gegenwehr der Piraten war es der Mannschaft der großen Dschunke doch gelungen, die Räuber zu überwältigen.

„Achtung Polizeiboot!"

Nächtlicher Piratenjagd im Londoner Hafen

Die Beamten lauschen auf verdächtige Geräusche.

Eine Nacht in dem Londoner Hafen ist ein Erlebnis. Riesig wachsen die silhouettenhaft schwarzen Schiffsleiber in den matt getönten Himmel. Das Wasser gluckst und panscht mit tausend geheimnisvollen Stimmen an die Schiffswände, an die Kais und Bojen. Zitternd schwimmen die Lichter mit unzähligen Reflexen in dem Wasser, dem man jetzt nicht ansieht, wie trübe und schmutzig es in Wirklichkeit ist.

Jedes Geräusch ist über dem Wasser weit hin hörbar. Nur der Motor der Polizeibarkasse rattert leise. Mit drei Mann Besatzung huscht sie durch den stillen Hafen.

Es treiben sich allerlei verborgene Wesen in der schützenden Dunkelheit des Hafens herum. Nur ganz feine Unterschiede im Geräusch sind es, die die Beamten aufmerksam werden lassen. Sie lauschen dann auch angespannt in die Nacht.

„Es rudern viele im Hafen. Man kann nicht jeden fragen, was er da zu suchen hätte. Aber dort — hören Sie hin — merken Sie den Unterschied?"

Ich mußte als echter Laie gestehen, daß ich nichts merkte. Ich hatte mich bisher der Romantik dieser schönen, nächtlichen Hafenfahrt hingegeben und — an einen Zwischenfall eigentlich gar nicht gedacht. Der Beamte lächelte mich verschmitzt an:

„Fragen Sie meine Kollegen, — wir haben es alle gehört: — der Mann dort, dessen Ruderschlag wir hören, rudert zu hastig. Er will schnell aus der Reichweite unseres Polizeibootes kommen. Es wird also wahrscheinlich ein gewiegter Fuchs sein, der uns bereits am Motorengeräusch erkannt hat. Auf jeden Fall hat er etwas zu verbergen. Man kann es hören, ob sich ein Ruderboot Mühe gibt, möglichst wenig Geräusch zu machen, oder ob normal gerudert wird. Nun — wir werden es bald heraus haben!"

Ich muß sagen, ich war gespannt. Tagsüber werden die kleinen Ruderboote öfter einmal untersucht. Gestern erst hatte man wieder einen mit einer kleinen Ladung Kohlen erwischt.

„Kerl, wo hast du die her?"

Ein unschuldiges Gesicht, ein Achselzucken:

„Aus der Themse gefischt. Ich habe nicht so viel Geld, um sie mir kaufen zu können."

Eigentlich muß gefundenes oder gefischtes Gut abgegeben werden, aber bei Kohlen drückt man ein Auge zu — wenn sie wirklich gefischt wurden. Doch hier im Hafen wird 100mal mehr Kohle gestohlen als gefischt. Worum handelte es sich also? Die Kohlen brauchen hier keine lange Zeit, um trocken zu werden — daran also kann man nichts erkennen und beweisen.

„Doch du Halunke, hier unten der Kohlenstaub — hast du den etwa auch mitgefischt? Nein! Also hast du gestohlen!"

Einer der vielen kleinen „Hafenpiraten" ist gefaßt. Achselzuckend ergibt er sich seinem Schicksal. Er leugnet nicht mehr. Manchmal hat man mit so einem armen Kerl Mitleid — wenn es sich nämlich um einen wirklichen armen Teufel handelt. Die meisten allerdings machen halb und halb einen Beruf aus ihren nächtlichen Diebereien. Wenn man auf diese Diebe nicht scharf aufpassen wollte, wären in kürzester Zeit eine große Anzahl von Kohlenlagern im Londoner Hafen vollkommen abgetragen.

Schneller gleitet jetzt unser Schiff durch den dunklen Hafen. Ich bin gespannt, was nun die Geräusche bedeuteten, die die Beamten soeben auf eine Spur führten. Man hat hier schon oft Opiumschmuggler entdeckt, überlege ich mir.

Der Scheinwerfer flammt auf, erfaßt ein winziges Boot. Ein Fluch des Ueberraschten poltert ziemlich plötzlich los. Was ist? Ein Matrose rudert sein zitterndes Liebchen. Es sitzt zusammengekauert hinten in der kleinen Jolle und sieht angstvoll in den hellen Strahl des Scheinwerfers. Sicher reut es das Abenteuer, auf das es sich einließ.

Schmunzeln. Grund genug für den Matrosen, schnell und leise zu rudern! Man hat Humor. Der Scheinwerfer verlöscht, ein höfliches Wort der Entschuldigung, von drüben ein hörbarer Seufzer der Erleichterung — die Polizeibarkasse dreht ab . . .

Die nächsten verdächtigen Geräusche kommen vom Lande. Wieder zischt der Scheinwerfer auf. Aber es ist nichts. Eine kleine Kompagnie fetter Wasserratten wirft sich planschend in das Naß und verschwindet.

In manchen Nächten taucht ein dunkles, merkwürdiges Gebilde vor den Polizisten auf dem Wasser auf. Dann sehen sich die Beamten still und ernst in die Augen. Dann haben sie die traurige Pflicht, einen von den mehreren hundert Toten, die man im Jahre aus dem Hafen holt, zu bergen. Ein Sprung von der hohen Themsebrücke erschien schon manchem als letzter Ausweg. Viele der Toten, die man hier barg, stammen gar nicht aus London, sondern fuhren vom Lande zu diesen Zwecke hierher.

Es ist durchaus keine Seltenheit, daß sich zu einem Toten, den man findet, drei oder vier Witwen melden. Und es hält nicht immer leicht, die richtige Frau des Toten herauszufinden. Die drei oder vier finden es erstrebenswert, zu beweisen, daß dieser Mann der ihre war . . . denn so ein Todescertifikat ist immerhin nützlich, wenn man zum Beispiel an Bigamie denkt. Ferner kann man sich auch Versicherungsgelder einkassieren damit, und genießt manche andere Annehmlichkeit mehr. — Allerdings macht es die Polizei diesen „trauernden" Witwen oder Witwern nicht leicht und fragt sie kreuz und quer nach Erkennungszeichen aus.

Unser Boot macht in dieser Nacht keinen solchen traurigen Fund. Noch mehrmals wurden kleinere Fahrzeuge angehalten, deren Insassen aber ihre Harmlosigkeit beweisen konnten. Endlich traten die Türme der Riesenstadt aus dem Dunkeln. Die Fahrt durch den nächtlichen Hafen von London war beendet.

Nun gilt es.

Nun gilt es: Nun zeig', daß du stark bist!
Die Zähne zusammen!
Und durchgerungen!
Klagen und Traurigsein hilft zu nichts
und macht nur müde!
Das Leben ist Krieg —
das alte Lied!

Um eine Stunde Frieden zu haben
am späten Abend,
gilt es zähe
im Kampf zu stehn!
Das ist so und wird wohl immer so bleiben,
und manchmal denk ich sogar, es sei gut!
Also Mut
und Glauben und fröhlich geblieben!
Es soll uns noch lange nicht unterkriegen!

Cäsar Flaischlen.

Wolfsblut in den Adern.

Die Bernhardiner der Arktis.

Totschlag wegen eines Schlittenhundes. - Vierbeinige Lebensretter.

Fast zu gleicher Zeit kommen aus dem hohen kanadischen Norden zwei Meldungen, die die Wolfshunde der Arktis betreffen und ihre Bedeutung für den Menschen schlagartig beleuchten. In der Nähe der nördlichsten Polizeistation auf der Rachehalbinsel, etwa 1000 Kilometer südlich des Nordpols, hat ein Eskimo einen Mann wegen eines Schlittenhundes ermordet, und in der Polizeistation Chesterfield an der Hudsonbay ist die Frau eines Polizisten von Schlittenhunden überfallen und so schwer verletzt worden, daß sie einige Tage später starb.

Seit vielen Wochen herrscht in der Umgebung der Polizeistation auf der Rachehalbinsel ein furchtbares Unwetter. Ein eisiger Sturm fegt über die unendliche Schneewüste und macht den Menschen den Aufenthalt im Freien zur Qual. Die Polizisten sitzen in ihrer Wachstube in Pelze gehüllt, um den eisernen Ofen, der, obwohl er vor Hitze rotglühend ist, den großen Raum nur schwach erwärmt, da die Kälte unerbittlich durch die Ritzen der Fenster und Türen eindringt. Plötzlich ertönt draußen heiseres Hundegebelle. Gleich darauf ein lautes Klopfen an der Haustür. Draußen stehen zwei Männer, die sich kaum noch auf ihren Beinen halten können. Sie werden an den warmen Ofen geführt, man reicht ihnen Cognac und allerlei Stärkungsmittel, dennoch erholen sie sich erst nach mehreren Stunden. Ihre erste Frage gilt ihren Schlittenhunden. Lachend versichern ihnen die Polizisten, daß auch sie längst versorgt seien, sie hätten sich zwar sehr wild und bösartig gezeigt, aber die vorgeworfenen Fleischstücke hätten sie doch in rasender Gier verschlungen.

Die beiden Fremdlinge zeigen sich von dieser Mitteilung sehr befriedigt. Sie haben einen Weg von vielen hundert Kilometern hinter sich und bei dem Unwetter entsetzliche Strapazen ausgestanden. Da es unmöglich gewesen war, unterwegs Jagdbeute zu machen, hatten sie in der letzten Zeit stark unter Nahrungsmangel gelitten. Um ihre Schlittenhunde bei Kräften zu halten, hatten sie denen auch die Lebensmittel vorgeworfen, die für sie selbst bestimmt waren. Trotzdem litten die Schlittenhunde seit fünf Tagen größten Hunger. Sie hatten sich dann auch nur mit ihrer letzten Kraft bis zur Polizeistation schleppen können und waren so zu Lebensrettern an ihren beiden Herren geworden.

Als die Polizisten den beiden Ankömmlingen die Geschichte von dem Eskimomord erzählten, zeigten sie volles Verständnis. Sie selbst wissen am besten, welchen Wert ein Schlittenhund repräsentiert. Mit dem Eskimomord hat es folgende Bewandtnis: Zwei Eskimos waren mit ihrem Hundegespann auf der Reise in die Nähe der Polizeistation gekommen, als unter ihnen aus nichtigen Ursachen ein schwerer Streit entstand. In seiner Wut griff er zur Axt und schlug einen, seinem Gefährten gehörenden Hund nieder. Der Besitzer dieses Hundes aber war über diesen Frevel so empört, daß er zum Gewehr griff und seinen Widersacher kurzerhand niederschoß. Er stellte sich dann freiwillig der Polizei, aber es ist anzunehmen, daß die Strafe für seine Tat nicht allzu hart ausfallen wird; denn für den Bewohner der subarktischen Zonen stellt der Tod eines Schlittenhundes tatsächlich einen schweren Verlust dar.

Wie hoch man einen Schlittenhund bewertet, geht auch aus der Tatsache hervor, daß man sich in den allerseltensten Fällen dazu entschließt, einen Schlittenhund zu erschießen, der einen Menschen überfallen hat und sich immer wieder bösartig zeigte. Diese großen starken Hunde nämlich, in deren Adern noch das Wolfsblut ihrer Vorfahren fließt, sind bis zum Letzten aufopferungsfähig und anhänglich, aber wenn sie lange Hunger gelitten haben, dann werden sie wild und dann kennen sie nicht mehr die ihnen anerzogenen Gesetze, dann überfallen sie mitunter sogar ihre eigenen Herren.

Bei dem Ueberfall auf die Polizistenfrau in Chesterfield an der Hudsonbay handelte es sich um Hunde, die völlig ausgehungert und erschöpft waren. Sie konnten von ihrem Opfer zurückgetrieben werden, aber die Frau starb wenige Tage später an ihren Wunden und an dem ausgestandenen Schrecken. Auch in diesem Falle ist kein einziger Hund erschossen worden.

Das Hundeschlittengespann ist auch heute noch das Hauptverkehrsmittel im hohen Norden, daran ändert auch nichts die Tatsache, daß sich gerade hier das Flugzeug immer mehr eingebürgert hat. Aber dieses modernste Verkehrsmittel kann nur von ganz reichen Passagieren, von Grundstücksspekulanten, Goldgrubeninspektoren und Regierungsbeamten benutzt werden. Der größte Teil der Ansiedler in der Arktis, der Trapper, Händler, Missionare und Polizisten, ist auf das Hundegespann angewiesen und kommt rettungslos in den weiten Schneewüsten um, wenn die Hunde einmal versagen. Ein normales Schlittengespann kann eine Last bis zu 20 Ztr. ziehen und zwar in verhältnismäßig hoher Geschwindigkeit.

Man wird es begreifen, daß man sich dort oben im Norden vor der gefährlichen Hundekrankheit sehr fürchtet, die in Abständen von mehreren Jahren aufzutreten pflegt und einen hohen Prozentsatz der großen Wolfshunde dahinrafft. Ohne die Hunde ist das Jagen und Reisen in der Arktis unmöglich und so sterben während der Hundekrankheit jedesmal ungezählte Menschen aus Hunger. Der Reisende, der das Unglück hat, während des Ausbruchs der gefürchteten Krankheit unterwegs zu sein, kann von Glück sagen, wenn er doch noch eine menschliche Ansiedlung erreicht. Die kanadische Regierung hat nichts unversucht gelassen, die Krankheit zu bekämpfen, aber bisher weiß man noch nicht einmal, welche Ursache sie hat. Ist die Hundeepidemie vorübergegangen, dann wird für einen ausgewachsenen Wolfshund ein Preis von 500 Mark und mehr dem Käufer angeboten. Eine große Rolle spielen die Wolfshunde auch bei der Polizei, die etwa fünfhundert Tiere besitzt, mit denen die einzelnen Schlitten viele tausend Kilometer im Jahr zurücklegen.

Aus vergangenen Tagen.

Eine „Christliche Hausschule“ von Neukirchen.

Aus der Vergangenheit der Pfarre. — Ein Büchlein von vor 160 Jahren.

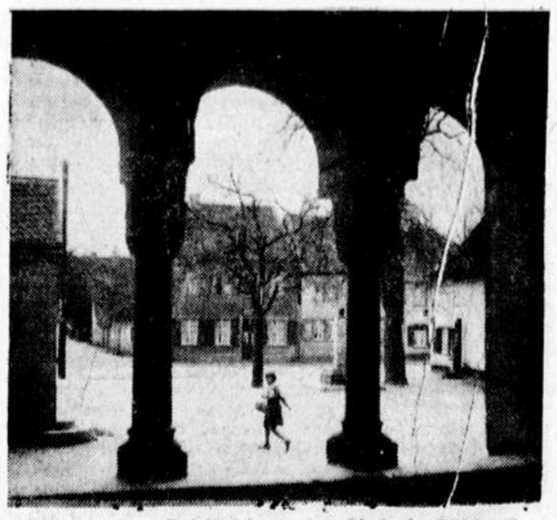
Ein altes Büchlein lenkt unsere Gedanken hin zu einer Pfarre, von der man nicht allzu viel zu berichten weiß, und wahrscheinlich noch weniger zu berichten wüßte, wenn die enge Verbindung und Nachbarschaft mit Hülchrath nicht gewesen wäre. Wir meinen die Pfarre Neukirchen, die (nach Binterim) vor 600 Jahren — die Kirche war noch älter — ins Licht der Geschichte trat; leider sind noch viele urkundliche Zeugen vor fünf, sechs Menschenaltern zum Krämer oder ins Feuer gewandert, nachdem schon Kriegszeit das Archiv geplündert hatte.

Die Grenzen der Pfarre Neukirchen waren von alterhers sehr weit gezogen. Die Orte bezw. Höfe Lübisrath, Gubisrath, Haus Horr, Norbisrath, der Flecken Hülchrath, dann Mühlrath, Münchrath, Wehl, Speck teilweise, (ein Teil gehört zur Pfarre Hoisten wie heute noch), endlich (seit der Erbauung im Jahre 1827) der Lohhof umschlossen das Pfarrdorf Neukirchen mit der Heide und dem „Neuen Haus“.

Die Neukirchener Pfarrkirche hat zum Patron den hl. Jakobus den Aelteren, der in unserer engeren Heimat nur noch in Jüchen als Pfarrpatron genannt werden kann. Wann sein Gotteshaus erbaut worden ist, wissen wir nicht. Wie der Hochaltar ist ihm auch eine Glocke geweiht, die nebst einer zweiten zu den ältesten Glocken der Umgebung zählt und 1429 gegossen wurde. Nach Giersberg soll schon im 14. Jahrhundert in Neukirchen ein Vikar amtiert haben, doch erst um 1720 ist die Rede von einer Vikarie und ab 1760 sind Vikare namentlich anzuführen. (Ueber die pfarrliche Entwicklung in bezug auf Hülchrath sind unsere Leser durch eine vorausgegangene Arbeit unterrichtet.)

Es ist ein kleines, gedrucktes und sehr interessantes Büchlein das mit wahrhaftig vergilbten Blättern zurückversetzt ins 17. und 18. Jahrhundert. „Christliche Hausschule“ ist es betitelt und verfaßt von Pfarrer Nikolaus Goerges, einem pflichtgetreuen und gewissenhaften Priester, der von 1765 bis 1782 die Pfarrgemeinde Neukirchen betreute. Er war der Neffe von Pastor Michael Goerges, der in den Jahren 1713 bis 1765 in Hoisten als „vere bonus pastor“, als ein in Wahrheit guter Hirt wirkte und auch mit manchem selbstverfaßten Andachtsbüchlein hervorgetreten ist. Nikolaus Goerges schrieb seinem Onkel in bestem Latein die Grabschrift, nachdem er ihm von 1752 bis 1764 helfend zur Seite gestanden hatte. Als Pastor eiferte er besonders auch, wie Giersberg von ihm sagt, „gegen das Branntweintrinken, das damals unter Hoch und Niedrig sehr im Schwunge war.“

Die 1781 gedruckte „Christliche Hausschule“ ist eine Mischung von Lehrbüchlein und Chronik, wie sie wohl selten anzutreffen sein wird. Das Büchlein — in einer Größe von 8,5 cm × 13,5 cm — ist in mehrere Abschnitte eingeteilt und enthält zunächst — die ersten 26 Seiten leider nicht mehr — die Namen der Getrauten nach den einzelnen Orten der Pfarre Neukirchen von etwa 1765 bis 1780. Jedem Verzeichnis für den betreffenden Ort sind „Denk-Sprüche“ aus der hl. Schrift voraufgeschickt, die auf Ehe und Kindererziehung Bezug nehmen: Eine Nützliche Unterrichtung an die Verehlichte und auch Unverehlichte“ mit Versen des alten und neuen Testamentes beschließt diesen Abschnitt. Auf dieselbe Weise ist Pastor Goerges beim nächsten Abschnitt verfahren, der nach einer „Vorerinnerung“ für die Eltern, die interessante Aufschlüsse gibt über eine damalige Erziehungsweise, ein „Register der getauften Töchtern“ und ein solches für die Söhne, nach Geburtsjahren (1765—1781) geordnet, mit Lehrsprüchen für die Kinder bringt. Einige anschließende „Lectionen“ ermahnem zu christlichem und gottesfürchtigem Lebenswandel. Einem ausführlichen „Register dern verstorbenen Communicanten vom 16ten Jenner 1776 bis 1781“ ist ein „Verzeichniß dern zeitlichen Pastorn“ (1607—1765) angefügt, das aber mehr als dieses ist. Der letzte Abschnitt enthält dann „Heilsame Betrachtungen über den Tod, um christlich zu Leben und selig zu Sterben“; ferner Gebete für Kranke und zum Schluß einen „Unterricht, was man in Krankheiten und bey Kranken beobachten soll“, der einen Einblick gibt in die damalige manchmal kuriose, auch schon mal ganz vernünftige Anschauung von Krankheiten und der Behandlung von Kranken. Das Büchlein ist eine Art Handpostille im Kleinen. —



Blick aus dem Sakristeieinang der Kirche in Hülchrath.

*

Das Verzeichnis der Pfarrer beginnt mit der Bemerkung: „Hiesige Jahrbücher reichen nicht in das 16te Jahrhundert.“ Dann werden die Inschriften der Glocken genannt, die mit zu den ältesten der Umgegend gehören:

Jacob heiß üch
en stayds fer jü ped üch[1])
H. bruen past. MCCCCXXIX.

Maria heiß üch
all Dürre verdreyb üch
in dem Jaer des Haist[2]) MCCCCXXIX.

Pastor Bruen ist der erste urkundlich genannte Pfarrer von Neukirchen. Erst fast zweihundert Jahre später können Pastor Bruin und Pastor Drüffel genannt werden, die beide aus Zons stammte. Dann erzählt das Büchlein, daß 1634, 35 und 36, als Wilhelm Hermanni Pastor war, die Pest in der Pfarre hauste. Nicht lange danach kam das Elend des Dreißigjährigen Krieges in anderer Weise; „1642 Den 21ten Jenner fielen die Hessen in das Land und nahmen ihm hinweg alles Viehe, Früchten, Haus-Mobilien und auch alle auf dem Schloß Hülchrath geflüchtete Lebens-Mitteln“. Pfarrer Rosen muß fliehen, und „Theurung, Jammer und Elend herrschen überall.“ Allerlei Einzelheiten sind neben pfarrgeschichtlich Bedeutendem

Neukirchener Jugend belebt das Bild.

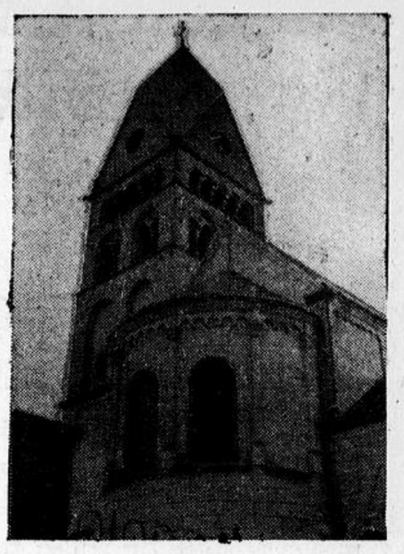
aus dem Leben der einzelnen Pfarrer erzählt, über ihr Wirken und Sterben. Pfarrer Heinrich Klespe „ließe sich vorzüglich angelegen seyn die Zierde des Haus-Gottes, und eine beständige Frühe-Meß zu besorgen: welche (Vikarie) endlich nach dessen Vorschrift 1723 von der Gemeinden Neukirchen gestift und mit einem 1740 neu erbauten Schulhaus versehen worden.“ Getreu fügte der Verfasser des Büchleins noch hinzu: „Er sparte keine Arbeit noch Kösten, den Baum- und verwüßteten Gemüßgarten in einen fruchtbaren Stand zu bringen und 1728 auch mit einer Haan-Büchen-Hecke einzuzäumen.“

Sein Vorgänger, Herr Adolphus Hahn führte 1700 „hier ein mit sonderbarm Zulaufe und Seelennutzen die Bruderschaft von Jesus, Maria, Josef.“ Die Kirche mußte er vollständig renovieren lassen. 1703 wurden die Seitenschiffe, fünf Jahre später Chor und Sakristei angebaut. „Er eiferte sehr für die Ehre Gottes und Heyl seiner Pfarrkinder; er liebte die Kleinen wie ein Vatter und zoge dern Gemüther an sich wie der Magnet das Eisen...“ sagt das Büchlein von diesem geschätzten Pfarrherrn.

*

In dem Verzeichnis der Getrauten, Getauften und Verstorbenen mag mancher hier und da einen seiner Vorfahren wiederfinden. Da sind Namen wie Klaud (Kluth), Maar, Vette (Neukirchen), Wyrauchs, Dicken (Münchrath), Jansen (Mühlrath), Hilgers, Lamberz (Wehl), Kreuels, Schumacher, Hamacher (Hülchrath), die auch heute noch ihren Träger in den Orten haben. Auch die von Pröpper finden sich in dem Büchlein wieder; wardoch Heinrich Josef Edleruoa Pröpper der letzte kurkölnische Amtmann von Hülchrath, der 1798 den Schloßbesitz den Franzosen abkaufte.

Besonders aus dem Verzeich nis der Getrauten geht hervor, daß die Bewohner der alten Pfarre Neukirchen nicht nur weitim heimatlichen Gebiet herum kamen oder wechselseitige Beziehungen pflegten, die oft zudem führten, von dem gesagt steht: „Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden.“ Bei den Toten hat Pastor Goerges auch die Krankheiten angegeben, von denen in der Ausdrucksweise uns manche heute nicht mehr geläufig sind, während andere wieder verständlicher sind. Da starb z. B. anno 1776 am 22. April Anna Catharina Schmitz, Könkges, von Alterthumszufällen, 70 Jahre alt; 1779, 27. Christm. Gertrud Kreitfisch. Wittib Schmitz, des Nachts von einem Stick-Fluß gähling überfallen, 79 Jahre alt. Auffallend ist die hohe Zahl derer, die an Wassersucht oder an Schlaganfällen sterben. Auch „Auszehrung“ und Fieber sind oft genannt.



Blick auf Chor und Turm der schönen romanischen Pfarrkirche von Hülchrath.

Auf nähere Einzelheiten einzugehen, würde über den Rahmen dieser Abhandlung hinausführen und so wollen wir zum Schluß die guten Ermahnungen hierhin setzen, die Pfarrer Goerges in seiner „Christlichen Hausschule“ den Eltern und Schulmeistern gegeben hat und die keiner Randbemerkung mehr bedürfen. Es heißt also:

„Christliche Eltern! erfreuet euch im Herrn über das Wachsthum und Vermehrung eures gesegneten Ehestands: Ziehet euere Kinder wie die junge Oel-Zweig rings um eure Tischen. Lasset diese grüne Zweig nicht zu Haus verwelken, sondern im vierten und fünften Jahr besorget sie zur Schulen und christlichen Lehre, besonders am Ort, wo Schule und Kirch seynd.

Auf allen Sonn- und Feyer-Tägen (die hohe Feste ausgenommen) wird von zwey bis drey Uhren nachmittags Christliche-Lehre gehalten; die ganze Fasten-Zeit aber von zwölf bis ein Uhr. Monn-, Dienstags und Mittwochs mit den kleinen von 5 bis 9 Jährigen; Donnerstags, Freytags und Samstag mit den Größern von zehn bis fünfzehn jährigen. Es wird kein Kind vor dem 15ten Jahr von der Christlichen-Lehre loßgesprochen, vielweniger erlaubt seyn, ohne mein Vorwissen und Gutachten außer der Pfarr zu vermiethen; also auch keines aus andern Pfarren zu miethen, so nicht zur ersten Communion ist angenommen.

Die Schul-Meister sollen hinführo Mittwochs und Samstags, nach dem ersten Aufsagen, über die Fragen letzterer Christlichen-Lehre die Kinder examiniren und den Kleinen das Brod der Lehre Christi und der Kirchen brechen, fort anleiten zu guten, ehrbaren und christlichen Sitten, auch die, welche gute Stimmen haben, zum Singen anführen.

Die Kinder, so in der Kirchen eine Lection aufsagen, gebrauchen sich allzeit eines Lehr-Spruchs: zum erstenmal aus ihren Geburts-, das andere mal aus übrigen Jahren... Ueber die Lehr-Sprüche werden vor Ostern die Kinder auch gefragt werden.

NB. die Erwachsene können und sollen öfters aus diesen Büchlein eine Lection oder Betrachtung aufsagen in der Kirchen.. Dies Büchlein kann auch anstatt eines Evangeliums oder Syrachs in der Schulen zum Lesen gebraucht werden... Eltern, die gute Auferziehung und Heyl ihrer Kinder suchen, wollen an den Sonn- und Feyr-Tägen, vor oder nach dem Essen, und Abends, auch täglich bey müßigen Neben-Stunden, im Winter besonders hinter dem Stuben-Ofen den Kindern eine Lection vorlesen oder selbige vorlesen lassen und dann über dessen Inhalt ihren Begrief zur Ausübung und Nachfolge schärfen. Wer ein Büchlein hat, gebrauche und bewahre solches wohl bis in das spate Alter, wo es einem jeden ein Vergnügen seyn kann, seinen und anderen Geburts-, Heyraths- und Sterb-Jahren nachzulesen, ja wird benebens aus den Lehr-Sprüchen Citationen und Betrachtungen eine genugsame Erkenntniß schöpfen, das Gute zu lieben und Böse (das ist, was sündhaft ist) zu hassen...“

J. L.

1) stets für euch bitt ich; 2) Druckfehler anstatt „Haiß“

Aufnahmen: Josef Lange, Neuß.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

(7. Fortsetzung)

VII.

Arbeitssuche in Afrika

Goldlager — im Mond!

Durch die Bambusjalousien des Barraums im Africa-Hotel in Bulamaja oder wie der Ort auf der portugiesischen Seite des Njassa-Sees heißen mochte, warf die Mittagssonne grelle Strahlen auf den sandbestreuten Fußboden. Maitland, der deutsch-burische Wirt, strich so liebevoll über die Mahagoniplatte der Theke, die weiß Gott wie hierher verschlagen worden war, wie eine stolze Mutter über die Wangen ihres Lieblingskindes. Ich setzte mich zu Pipp, bestellte eine Flasche Bier zu einer Mark und wechselte dann bei dem Wirt einen Beutel mit 800 Rupien, den größten Teil meines Verdienstes aus meinem Taschenlampenhandel, gegen Pfundnoten ein. Dabei sondierte ich bei ihm, ob es sich lohnen würde, in dieser Gegend einen neuen Handel aufzumachen oder ob sonst eine Möglichkeit zum Geldverdienen bestünde.

Maitland machte große Augen: „In Bulamaja? Wollen Sie in diesem Nest mit den Indern und ihren japanischen Schundwaren konkurrieren? Und dann: Wer hat hier überhaupt noch Geld? Die Neger verdienen so gut wie nichts, die Plantagen leiden schwer unter der Kaffeeflaute, die Portugiesen erhalten kaum ihr Gehalt regelmäßig . . . Nein, Sir, auf dieser Seite vom See können Sie keine Seide spinnen, dafür haben Sie aber reichlich Gelegenheit, Geld los zu werden. Uebrigens einen guten Rat, Sir: Lassen Sie sich mit den Weißen hier nur nicht auf Wetten und Kartenspiel ein. Tun Sie genau das Gegenteil von dem, was man Ihnen rät. Um Gottes willen kaufen Sie keine Plantagen und keine Goldclaims, denn diese liegen im Mond oder bestenfalls hinten in den Sümpfen . . ."

Bargäste im Busch

„So schlimm ist es?" fragte ich erstaunt.

„Wenn dieser Laden hier nicht Bulamaja hieße, so müßte dies Nest den Doppelnamen Sodom und Gomorrha führen", meinte der Wirt mit einem vieldeutigen Lächeln. „Die Nigger sind all right. Die Inder hauen einen nicht mehr übers Ohr, als sie es sonstwo auch tun. Das Klima ist einigermaßen erträglich für den, der etwas vertragen kann, das Wasser ist gut, und die Verwaltung kümmert sich nicht um uns. Was aber die Europäer anbelangt — ausgenommen die Buren —, na, da Gnade Ihnen der liebe Gott! Sie werden die faulen Köppe ja noch kennen lernen."

Maitland zeigte mit seinem Daumen auf die Tür, als wollte er mir die weiße Bevölkerung des Buschnestes präsentieren. Und wie in einem Zaubermärchen wurde in diesem Augenblick tatsächlich die Schwingetür aufgestoßen, und acht Europäer kamen herein. Einige von ihnen hatte ich schon am gestrigen Abend in Augenschein genommen, ohne daß ich sie sehr vertrauenerweckend gefunden hätte. Als die acht sich jetzt in corpore an Theke und Tischen gruppierten, mußte selbst der nachsichtigste Beobachter feststellen, daß diese Sorte von Europäern unserem guten alten Erdteil nicht viel Ehre machte. Immerhin gebe ich unumwunden zu, daß niemand aus dieser ehrenwerten Korona Mrs. Lindsey und Henny Niemann auch nur mit einem Blick beleidigte, als diese sich einige Tage in dem Hotel aufhalten mußten, um auf dem Dampfer zu warten.

„Reggy", rief Maitland einem jungen Agenten der Njassa-Linie mit dünnem, von der Sonne gebleichtem Haar zu, „dieser Gentleman sucht einen Job. Hast du von irgendeiner Gelegenheit gehört?"

„Eisenbahnbau drüben am anderen Ufer", antwortete Reggy nachlässig. „Lokomotivführer und Aufseher können ganz gut verdienen. 30 Pfund den Monat und in einem halben Jahr kostenlos nach der Heimat — im Zinksarg. Viel Vergnügen!"

Maitland winkte mit der Hand ab, beugte sich dann aber doch zu mir herüber und flüsterte mir ins Ohr:

„Greifen Sie zu, Reggy lügt nicht. Aber versuchen Sie es nicht als Angestellter beim Bahnbau, sondern als Händler oder Kantinenwirt für die Nigger. Warum sollen immer die Inder das Geschäft machen? Immer lustig los! Mieten Sie ein Boot und machen Sie über den See nach Salisford. Mit Waren kann ich Ihnen zunächst aushelfen."

Die Farm des Buren

Ein Boot zu mieten war in Bulamaja leichter gesagt als getan. Zwar gab es ein paar größere Kähne in diesem Nest, aber sie waren so schwer, daß wir mindestens ein halbes Dutzend Schwarzer als Bedienungsmannschaft hätten mieten müssen. Dazu waren mir die Aussichten auf ein lohnendes Geschäft beim Bahnbau jedoch nicht sicher genug. Maitland wußte Rat, er kannte einen Buren, der zehn Meilen aufwärts am See eine Farm besaß und bei seinem letzten Besuch in Bulamaja geäußert hatte, daß er ein altes Motorboot verkaufen wolle.

Wir brachen noch am selben Tag mit zwei Führern nach der Farm des Buren auf — Hendricksen hieß er —, und bevor sich die Abendsonne mit afrikanischer Geschwindigkeit senkte, erreichten wir das weitläufige Gehöft, dessen Inhaber uns schon entgegenkam, weil er von unserem Besuch bereits gehört hatte.

An diesem Abend war an eine Besichtigung des Bootes und an einen Abschluß des Kaufes nicht mehr zu denken. Dafür nahmen wir zum ersten Male in Afrika in dem Heim eines Plantagenbesitzers an dessen Tisch unser Abendbrot ein. Es gab Dosenschinken, das unvermeidliche Huhn, süße Kartoffeln, Büchsenerdbeeren und frisches Maisbrot mit gekühlter Butter.

„Germania" sticht in See

Hendricksen verlangte am Morgen den festen Preis von 400 Shilling für das Motorboot, dessen Maschine erheblich Rost angesetzt hatte, aber einer fachmännischen Untersuchung seitens Pipps standhielt. Es bot Raum für fünf Personen und reichlich Gepäck, hatte ein Sonnendach und schien in seiner Bauart noch recht seetüchtig zu sein. Jedenfalls würde es uns nach Pipps Meinung ohne Zwischenfälle die 50 bis 70 Kilometer zur anderen Seite des Njassa-Sees tragen, wo wir es dann in irgendeinem Küstenort vielleicht ohne Verlust oder sogar mit Gewinn verkaufen konnten. Brennstoff war genügend vorhanden, um etliche hundert Kilometer zurücklegen zu können, und unser Wirt versicherte uns, daß man in jedem Njassa-Hafen Brennstoff kaufen könne, da ja fast überall Automobile vorhanden wären.

Die deutsche Frau des Buren erschien nicht zum Abschied. Hendricksen selbst verehrte mir aber einige Pfund feinen, selbst gebauten Tabaks, stattete uns wirklich fürstlich mit Lebensmitteln und Brandy aus und ließ durch Boten unser Gepäck aus Bulamaja holen. Dieses Gepäck war allerdings erheblich zusammengeschrumpft: es bestand nur noch aus einem Bündel Kleider, Pipps Glasaugen, ein paar Taschenlampen und Pipps Karbidlaternen.

Funke sprang zuerst in das Boot, dann reichten die Schwarzen das Gepäck hinein, und ich wollte schon Hendricksen die Hand drücken, als mir noch etwas einfiel.

„Das Boot muß einen Namen haben", sagte ich.

„Germania sei's Panier!" rief Pipp, und unser Wirt eilte lachend in das Haus zurück, um kurz darauf mit einem Stück Kreide und einer deutschen Fahne zurückzukehren.

„Diese Fahne hat meine Frau vor vier Jahren aus ihrer Heimat mitgebracht", meinte er. „Sie schenkt sie Ihnen gern."

Schnell hatten wir am Heck eine Bambusstange mit der schwarzweißroten Fahne aufgestellt, und Pipp, der sich auch auf so etwas verstand, malte mit geschickter Hand das Wort „Germania" an beide Seiten des Bootes.

Der Bure schien richtig aufgekratzt zu sein. Er und ein Rudel Nigger schrien Hurra, ich manipulierte am Anlasser, der Motor hustete, stotterte und sprang schließlich an. Einige Sekunden später knatterten wir aus der Felsenbucht in den offenen See, und die Farm des Buren entschwand unseren Blicken.

Drohende Wolken

Unter dem gleichförmigen Takt des Motors, der alle Erwartungen Pipps zu erfüllen schien, waren wir ständig mit Kurs nach Westen gefahren, als mir plötzlich das Tiktak des Motors grell wie Peitschengeknall in die Ohren schlug. Ruckartig erhob ich mich aus meiner liegenden Stellung und riß den schnarchenden und schwitzenden Pipp am Arm:

„Aufgewacht, Pipp! Da ist irgend etwas passiert!"

Bevor mein Begleiter sich noch die Augen reiben konnte, wußte ich auch, was geschehen war:

Die Natur schien gestorben. Das vielfältige Geräusch der Umwelt, das leise Rauschen des Wassers schien erloschen. Während auch Pipp jetzt ängstlich um sich blickte und der Hund leise wimmerte und seine Schnauze unter meinem Kleidersack verbarg, drückte sich die reglose Natur zentnerschwer auf unsere Augen und Herzen. Es schien, als hielte sie den Atem an, um auf etwas Furchtbares, Unabänderliches zu warten.

(Fortsetzung folgt)

BLICK IN DIE WELT

Der teure Schah von Persien

Politische Besuche sind nicht nur ein Privileg Europas. Auch außerhalb des Kontinents reist man. Jetzt hat der Schah von Persien der türkischen Regierung einen Besuch abgestattet. Wenn Monarchen reisen, ist das eine kostspielige Angelegenheit. Die türkische Regierung hat mit einem Hotel in Stambul einen Vertrag unterzeichnet, wonach dieses die Reise des Schahs und seiner Begleiter, deren Verpflegung und Aufenthalt organisiert und dafür, wie „Daily Telegraph" berichtet, eine Pauschalsumme von 2600 Pfund Sterling erhält. An allen Stationen, an denen die kaiserliche Reisegesellschaft Rast machen wird, sind kostbare Speisen und Weine aufgestapelt worden, man hat Eisschränke und Frigidaires aufgestellt, damit die Speisen frisch und die Weine kühl bleiben.

Wenn Amors Pfeil ein Millionärsherz trifft

Amerikanische Millionäre zeichnen sich häufig durch sonderbarste Einfälle aus. Jetzt hat wieder eine Hochzeit unter der amerikanischen Plutokratie stattgefunden. Der Bräutigam hat, wie „Daily Expreß" berichtet, seiner Braut ein ebenso seltsames wie kostspieliges Geschenk gemacht. Anläßlich seines Aufenthaltes in Europa ließ er durch seinen Sekretär einen der teuersten Holzschnitzer anwerben, dazu eine alte englische Eiche kaufen. Beide wurden nach Amerika verfrachtet. Am Wohnsitz der Liebsten angekommen, wurde der Holzschnitzer als italienischer Page des 16. Jahrhunderts verkleidet. Die Eiche wurde neben dem Spinnrad auf dem Landsitz der Braut angepflanzt. Dann machte sich der Renaissancepage daran, ein Herz in die Rinde einzuschnitzen und darunter den Namenszug der glücklichen Braut, der mit Perlen ausgelegt wurde. — „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" . . . Made in USA.

Das Schmugglerzentrum von Genf

Ein Sonderberichterstatter des „Echo de Paris" schildert in einer aufsehenerregenden Artikelserie das Treiben der Schmugglerbanden im schweizerischen Kanton Genf. Genf ist auf drei Seiten von französischem Gebiet umgeben, und es findet ein lebhafter Grenzverkehr zwischen Frankreich und Genf statt, den eine ganze Anzahl von Schmugglerbanden zu großzügigen Aktionen ausnutzt. Immer wieder in der Vor- und Nachkriegszeit haben beide Regierungen Anstrengungen unternommen, um die sich daraus ergebenden Streitfälle zu regeln. Die französische Regierung hat in der letzten Zeit sich infolge des hemmungslosen Schmuggels genötigt gesehen, die für den kleinen Grenzverkehr erlassenen Erleichterungen aufzuheben. Dadurch ist der ganze Kanton Genf in eine mehr als schwierige Lage geraten. Die Streitigkeiten sind bereits einmal Gegenstand eines Prozesses von dem internationalen Gerichtshof im Haag gewesen. Nachdem es den Schweizern nicht gelungen ist, im Prozeß zu siegen, ist im Nationalrat in Bern ein Antrag eingebracht worden, sofort direkte Verhandlungen mit Frankreich aufzunehmen.

Madame General

Die Frau des chinesischen Generals Tschiang-Kai-Schek ist neuerdings als Adjutantin ihre Mannes bei den Operationen der chinesischen Armee gegen die kommunistischen Aufständischen im südlichen China tätig. Sie nimmt beispielsweise an den Besprechungen der Generalität teil, dient dem Generalissimus als Dolmetscher (die Generalin ist in den Vereinigten Staaten erzogen worden) und verrichtet alle sonstigen Arbeiten, die einem Adjutanten obliegen. Frau Tschiang-Kai-Schek hat für ihren neuen Beruf übrigens eine recht gute Vorbildung genossen, denn sie war mehr als ein Jahr lang im Hauptquartier in Nanschang (Provinz Kiangsi) beschäftigt. Kürzlich besuchte sie mit ihrem Mann die Mongolei und alle mongolischen Fürsten. Einer von diesen, Fürst Teh, leitet seinen Ursprung von Dschinghisthan ab. Fürst Teh schenkte der Generalin 100 mongolische Ponies und erhielt als Gegengeschenk einige Automobile. Aus der Jugend der Generalsgattin, die vor ihrer Hochzeit May-Ling-Sung hieß, wird berichtet, daß die Hollywooder Filmgesellschaften sich damals bemüht hatten, die junge schöne Chinesin als Filmschauspielerin zu engagieren. Miß May-Ling-Sung zog es aber vor, ihre Studien an der Wellesley-Universität zu beenden und dann in die Heimat zurückzukehren. Sie gehört einer Familie an, die schon seit mehreren Generationen christlich ist, und es ist ihrem Einfluß zu verdanken, daß General Tschiang-Kai-Schek 1931 sich taufen ließ. Madame Tschiang-Kai-Schenk gehört zu den bestangezogenen chinesischen Damen, jedoch zieht sie es im Gegensatz zu anderen modernen Chinesinnen vor, langes Haar und chinesische Tracht zu tragen. Die Schwester der heute 30jährigen Generalin war übrigens die Gattin des verstorbenen Dr. Sun Pat Sen, des „Vaters der chinesischen Revolution".

Wie man früher Weinpantscher bestrafte

Die Verfälschung des Weines mit Bleizucker ist schon seit Jahrhunderten bekannt, und auch bis heute ist selbst die strengste Gesetzgebung nicht imstande gewesen, diesen Frevel ganz aus der Welt zu schaffen.

In Württemberg erging im Jahre 1696 ein Erlaß gegen das Pantschen, der aber wenig fruchtete, denn eine obrigkeitliche Bekanntmachung der Regierung in Stuttgart vom 10. August 1706 lautet wörtlich: „Obwohlen über die in den Reichsconstitutionen enthaltenen heylsamen Verordnungen in anno 1696 das Weinfälschen sowohl mit dem Hitargyrio (Bleiglätte) als anderen schädlichen Tincturen, von neuem bey namhafter Geldstraffe, als auch nach Befinden der Dinge bey Ehren-, Leibes- und Lebensstraff in diesem Herzogthum verbotten worden, so hat sich jedoch vor weniger Zeit erfunden, daß ein Küfer, Hans Jakob Ehrai genannt, sowohl in einigen Orten dieses Herzogthums, als der nahe gelegenen Reichsstadt Eßlingen und anderswo die hochverpönte Verfälschung mit denen ziemlich schlechten und sauren 1702er und 1703er Weinen abermalen zu practiciren unterstanden. Wie nun in gepflogener genauer Inquisition sich ergeben, daß darauf hin wieder etliche Personen an ihrer Person merklichen Schaden erlitten, einige auch gar daran gestorben seynd, als ist ihm zu wohlverdienter Straffe in allhiesiger Residenzstadt der Kopf abgeschlagen, auch die von dergleichen verbottenen Weinkünsten zusammengeschriebenen Büchlein abolitet (beschlagnahmt) und durch den Henker öffentlich verbrandt; sonsten auch durch Vernichtung und Auslaufung der adulterirten (beschlagnahmten) Weine fernerem Unheil vorgebeugt worden."

Kratzen verboten

Ein Warenhausangestellter in Warschau wurde fristlos entlassen, weil er sich in Gegenwart von Käufern wiederholt am Kopf und an den Armen gekratzt hatte. Der Verkäufer bot ein ärztliches Attest an, daß er kein Ungeziefer habe und klagte auf Wiedereinstellung. Die Klage wurde abgewiesen mit der Begründung, daß ein Angestellter sich nicht öffentlich kratzen dürfe.

Blätterlose Pflanzen

Auf der Insel Madagaskar gibt es eine Pflanze, die einen sehr merkwürdigen Anblick bietet. Sie kommt als Schlingpflanze vor, als kleiner Strauch und als Baum, ohne aber Blätter zu besitzen. Die Bäume bestehen aus einem dickbauchigen, saftreichen Stamm mit ganz wenig aber merkwürdig angeschwollenen Zweigen, die nur mit Dornen besetzt sind. Dieses seltsame Wachstum ist jedoch leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß Regenfälle auf der Insel recht selten sind.

Die Pflanzen, von denen man etwa 20 Arten kennt, sammeln im Stamm das erreichbare Wasser auf und sind haushälterisch genug, den Wasservorrat nicht an Blätterwerk zu verschwenden. Natürlich haben sie, wie alle Pflanzen, das Bedürfnis, sich zu schmücken, und so bringen sie gelegentlich hübsche Strahlenblüten hervor, die einen starken, angenehmen Duft, ähnlich dem unserer Rosen, ausströmen.

Rudolf Herzog:

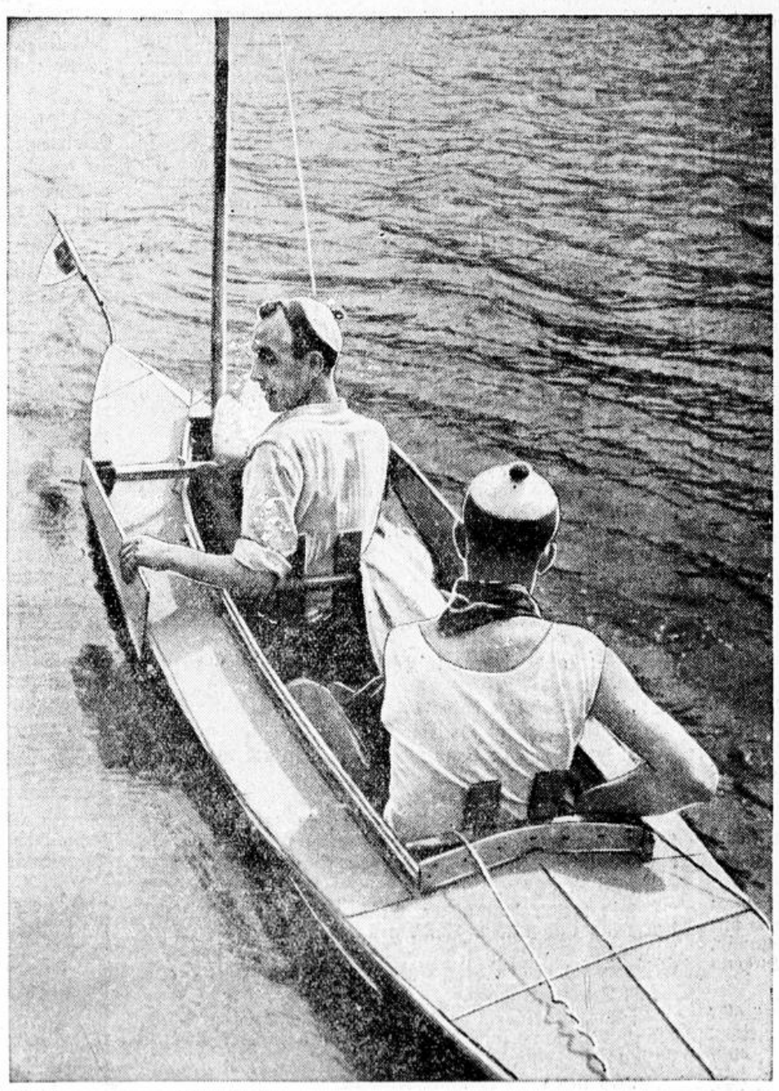
Am Chiemsee.

Wie eine Schwermut liegt es über dem See, dem größten, den Bayern sein eigen nennt. Wie die Schwermut der Alpen, denen er entstammt, an deren Fuß er sich schmiegt. Nur wenige Ortschaften siedelten sich an, da seine Ufer meist von Mooren umgeben sind. Auch der freundliche Marktflecken Prien liegt abseits im geschützten Tal, doch entsendet er eine Straße nach dem Oertchen Stock, das den Dampfern als Anlegeplatz dient. Am Nordrande des Sees aber bietet Seebruck den Füßen festen Platz und den Augen unvergeßliche Blicke.

Drei Inseln schwimmen im See, und die größte von ihnen ist es, von der die Schwermut ausgeht. Auf der Herreninsel wie auf der benachbarten Fraueninsel, auch Herrenchiemsee und Frauenchiemsee genannt, fanden sich schon Klöster der Benediktiner und Benediktinerinnen vor, als unter Pipin um das Jahr 750 die Franken ins Land kamen und es unter ihre Oberhoheit nahmen. Das Kloster auf der Herreninsel wandelte sich um die Mitte des 12. Jahrhunderts in ein Augustiner-Chorherrenkloster, ward 1215 Sitz des Bischofs und blieb es bis zur Verstaatlichung im Jahre 1805. Die Chroniken wissen von glanzvollen Zeiten zu melden, und noch lag die Schwermut den Gestaden fern. Sie zog erst ein mit dem krankhaften Phantasten, der Bayerns Krone trug, mit unruhevollen Zweiseelenmenschen Ludwig II., der die Pracht liebte wie die Lebensluft und doch die Oeffentlichkeit floh, als zöge sie von der Höhe in den Sumpf. Nie hatte er Versailles gesehen, und dennoch berauschte die Gestalt des „Sonnenkönigs" Ludwigs des Vierzehnten, seine Königsträume so sehr, daß er Befehl erteilte, auf Herrenchiemsee ein zweites Versailles zu erbauen mit aller Pracht und allem Pomp des französischen Selbstherrschers. Sklavisch fast dem Vorbild ergeben, schossen die Bauten aus der Erde, und was anRäumen fertig wurde, füllte sich in verschwenderischer Nachahmung mit einem Prunk, für den das Geld nicht zu beschaffen war. Scharen von Künstlern mußten wirken, um die Mormorbüsten französischer Marschälle, um das Reiterstandbild Ludwigs XIV. in goldener Bronze und Gemälde und Bildwerke aller Art erstehen zu lassen: Der Verhimmelung des Sonnenkönigs, der seinem kranken Hirn auch in der wolkenhohen Königshoheit als Vorbild erschien; Scharen von Kunstgewerblern mußten die Nächte zu Hilfe nehmen, um die Brokate in Purpursamt und leuchtenden Seiden mit der goldenen Sonne und den Linien der Bourbonen zu besticken und dem gekrönten doppelten L, das seinen Namen mit dem des Abgotts innig vereinigte. Und ein jedes Zimmer, ein jeder Saal erhielt die französische Bezeichnung nach Versailles. Bayern stöhnte unter den Steuerlasten. Die Minister erzwangen sich Zutritt, um den König zur Einkehr zu bewegen, um ihn zu warnen. Haftbefehle gegen die Pflichtgetreuen waren seine Antwort. Was lange geraunt und gemunkelt worden war, nun lag es zutage: Ein Geistesgestörter saß auf dem Thron. Mit aller Schonung trennte man ihn von den Geschäften, nahm man ihn in Obhut. Er wies jede Berührung des Alltags und seiner Menschen von sich und wählte im Starnberger See den Freitod. Unvollendet blieb Schloß Herrenchiemsee zurück. Und mit ihm blieb die Schwermut über den Wassern.

Schwesterlich blickte Frauenchiemsee zu der Bruderinsel herüber. Ihr fiel ein schöneres Los. Wenige Jahrzehnte nur währte die Verbannung der Benediktinerinnen, als sie die Erlaubnis erhielten, heimzukehren und eine Mädchenerziehungsanstalt zu leiten. Die Klosterkirche, im 13. und im 15. Jahrhundert umgebaut, zeigt in ihrem Portal eine noch fernere Bauzeit auf, sicher aber ein Meisterwerk ältester Bayernkunst. Nie herrschte auf der stillen Fraueninsel ein so übermütiges Leben wie während der sieben Baujahre von Schloß Herrenchiemsee. Im Wirtshaus des kleinen Fischerdorfes hockten die Künstler nach getaner Arbeit beieinander, und was der eine nicht wußte, wußte der andere anzugeben, und die Zither klirrte, die Zupfgeige sang, Bässe und Tenöre fielen ein, und die aufhorchenden Klosterfrauen mußten wehmütig lächelnd erkennen, daß auch nicht eins der Lieder in ihrem Gesangbuch stand. Dann flüchteten sie wohl auf die dritte Insel, die Krautinsel, und holten das junge Gemüse herein zur Zubereitung für den kommenden Tag.

Die Sonne sinkt und übergießt die fernsten Himmel mit dem durchsichtigen Gold das aus dem Dunkel alle Linien sehnsüchtig weich hervortreten läßt. Und mit einem Male kommt das Verstehen. Das Verstehen der Schönheit dieser Berg- und See-Einsamkeit und das Verstehen der sehnsuchtskranken Königsseele, die auf Irrwegen die Größe suchte. Die Alpen kommen zu ihrem Kind, dem Chiemsee, zu Besuch. Vom Breitenstein und Wendelstein bis zum Staussen und dem Salzburger Gaisberg, alle neigen sie sich zu ihm mit leuchtenden Firnen, als küßten sie es zur Gutnacht.



Auf ganz großer Fahrt — Foto: Dammert

Wünschträume . . .

Von Erwin Spang

Ein paar Planken Holz unter sich haben und mit kräftigen Armen die Blätter der Paddeln durch das Wasser reißen — das heißt König sein in einem Reich, das vom Wasser bis in die Wolken reicht und von der Quelle des Stroms bis zum Meer.

Man frage einen königlichen Paddelbootbesitzer, ob er bereit wäre, mit dem Besitzer einer amerikanischen Milliardärsjacht zu tauschen. Ich wette tausend gegen eins: er sagt Nein! Und er hat recht, wenn er sich seiner braunen Arme und Beine, wenn er sich der blanken Planken und des blitzsauberen Decks seines „Schiffes", wenn er sich der prall geblähten zwei Quadratmeter seines Segels mehr freut, als Mister Vanderbilt die dreißig Knoten seines Schiffes — ohne Anführungszeichen — und die weiße, goldbetreßte Uniform seines Kapitäns Spaß machen.

Das Paddelboot ist ja für seinen Besitzer gewordener Wunschtraum — beinahe also ein Wunder, die Milliadärsjacht dagegen ein Mittel, Geld auszugeben und anzulegen und ein Wunder bestenfalls nur für den Schiffsbauingenieur.

Aber war es nicht, ist es nicht immer die Erfüllung der kleinen und — manchmal — großen Wunschträume, die den Menschen und manchmal auch die Menschheit glücklicher und reicher machte? Mit ganz unzulänglichen Mitteln und ganz unzulänglichem Wissen zog Columbus aus, „Westindien" zu entdecken, beseelt mehr von einem Traum, einer Vision, als getrieben von Erkenntnissen logischer Forschung. Sein Traum war ein „großer Wunschtraum", und wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob seine Entdeckungen uns wirklich reicher und glücklicher gemacht haben; die Erfüllung großer Wunschträume hat es manchmal an sich, daß sie den Appetit bis zur Unersättlichkeit anreizt. Der Mensch, dessen ganz große Wunschträume sich erfüllen, wird allzu leicht zum Sklaven seines neuen Besitzes, und Begriffe finden sich im Gefolge der Erfüllung ein, die mit einem Traum und Wunder nichts mehr zu tun haben — Wirtschaft etwa, Technik, Politik . . . Kurzum, der Zweck ersetzt die Freude, und die Lust am Besitz wird leicht zur Last.

Und ganz nebenbei: Wieviel Menschen gibt es schon, die Kraft, Macht und Energie genug besaßen und besitzen, sich ihre ganz großen Wünsche zu erfüllen? Bleiben nicht die meisten, die nach den Wolken und den Sternen greifen, auf ihren Wünschen „sitzen"?

Nein, wir halten es lieber mit dem, dem ein paar Planken und die Kraft seiner Arme genügen, um sich an Wasser, Luft, Licht und Sonne zu freuen und sich Herr in einem mikroskopisch kleinen oder auch unendlich großen Reich zu fühlen — als mit jenem, der uns erzählt: „Wenn ich schon nicht mit mindestens 20 Stundenkilometern anfangen kann, dann lieber gar nicht . . ."

Wir fürchten, er wird niemals anfangen. Und wir trauen auch nicht ganz dem Hochmut, mit dem ein mehr oder weniger glücklicher Besitzer eines modernen, komfortablen Motorkreuzers auf die „Wasserflöhe" herabsieht, die seiner Ansicht nach Gott nur erschaffen hat, um der schnellen Fahrt seines Schiffes den Weg zu verlegen. Die PS. machen es wirklich nicht!

Hier nicht und auch sonst nicht!

Vom Wasser

Von Hildegard Korff

Von den Chemikern auf die einfachste Formel H_2O gebracht — das ist Wasser. Von den Menschen als das Selbstverständlichste von der Welt hingenommen — das ist Wasser. Und doch ist das Wasser das A und O unseres Lebens. Es bildet den Hauptbestandteil unseres menschlichen Körpers, unserer Ernährung und endlich unseres Wohlbefindens. — „Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern", lernen wir in der Entstehungsgeschichte der Welt. Europa, das dank seiner geographischen Lage wasserreich ist, ist leicht geneigt, diesen wichtigen Bestandteil des Lebens für selbstverständliche, keinen Dank fordernde Gabe Gottes zu halten, während andere Länder und Völker heute noch die Heiligkeit der Flüsse und Meere lehren.

Jedes Kind kennt und liebt den Brunnen und die Wasserleitung, unter denen es täglich trinkt, sich wäscht und spielt. Jeder Mensch hat sich den Wert des Wassers dienstbar gemacht. Werke und Fabriken laufen durch die Kraft des Wassers und bringen Millionen Arbeit und Brot.

Herrliche Flüsse und Ströme durchziehen unser deutsches Land wie bunte Bänder. Silbern, blau und dunkel hüpfen und fließen sie an grünen Wiesen vorbei, an Dörfern und Städten, tränken und laben Mensch und Vieh, Wiesen und Felder.

Freigebig und vorurteilslos ist das Wasser, es kennt keine Unterschiede zwischen jung und alt, zwischen reich und arm, zwischen Bettler und König, allen gibt es, die von ihm fordern, und alle trägt es, die sich ihm anvertrauen.

Es ist typisch und spricht für sich selbst, daß menschliche Siedlungen fast immer um Seen oder an Flüssen entstanden. Man spricht von Berlin an der Spree, von München an der Isar, von Köln am Rhein, von Frankfurt am Main, von Wien an der Donau, unmöglich all die anderen Städte und Städtchen, Dörfer und Dörfchen an Seen und Flüssen zu nennen. Seit Beginn der menschlichen Geschichte kannte man außer einem Landweg auch den Seeweg für den Verkehr der Stämme und Völker untereinander. Angefangen von primitivsten ausgehöhlten Bäumen, in denen man sich aufs Wasser wagte, bis zu den komfortabelst eingerichteten Luxusdampfern und Ozeanriesen, die als selbständige Städte über Meere fahren, hat immer das Wasser seine Anziehungskraft bewiesen.

Wie groß die Anziehungskraft des Wassers auf jeden einzelnen Menschen wirkt, können wir jetzt im Sommer täglich sehen. Kaum blitzen die ersten Sonnenstrahlen über die klare Flut, da tauchen schlanke, sehnige Gestalten in die Wellen, lassen sich von ihnen liebkosen und streicheln, lassen sich von ihnen schlagen und schlagen wieder und tollen wie mutwillige Kinder miteinander. Kleine und große Boote kommen an, von kräftigen Armen bewegt, in hellen und dunklen Augen spiegelt sich die Bläue des Wassers und auf den Haaren das Gold der Sonne. Das ist Deutschlands Stütze, Deutschlands Zukunft, die sich auf dem Wasser so wohl fühlt wie auf dem Lande und in der Luft.

Schilflied

Von Nikolaus Lenau

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Oesterreichischer Soldatenhumor.

In Verona, damals noch zu Oesterreich gehörend, steht vor einem Magazin ein ungarischer Wachtposten. Ein Italiener geht vorbei und ruft dem Posten zu: „Maledetto tedesco!" — „Verfluchter Schwob!" schreit ihm der Ungar nach...

Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

13. Fortsetzung.

„Nein", bekräftigte Johnston ernst. „Sie werden noch viel zu glimpflich behandelt."

Ohne weiter ein Wort zu verlieren ging Armistead weg und sattelte sein Pferd. Jim machte keine Miene, ihm zu helfen. Er paßte nur auf, daß Armistead nicht mehr Wasser mitnahm, als er zugebilligt erhalten. Kaum saß Armistead im Sattel, als auch schon seine wahre Natur zum Durchbruch kam. Er wandte sein verunstaltetes Gesicht Alice zu und rief in drohendem Tone:

„Ich reite natürlich nach Kazila, wo ich früher eintreffen dürfte, als Sie. Ich werde Bericht erstatten — Sie sollen es noch bereuen, mich so behandelt zu haben."

„Pa wird Ihnen nicht glauben", entgegnete Alice. „Ich fürchte Sie nicht."

„Oh, doch", lächelte Armistead mit häßlichem Unterton. „Sie haben scheinbar ein Interesse daran, daß Mr. Johnston nichts über Ihre Familienverhältnisse erfährt. Ich weiß zwar nicht, warum Sie das wünschen, aber gerade deshalb will ich's ihm sagen —"

Er hielt erschrocken inne, als er in die Mündung der Pistole blickte, die Johnston ohne alle Erregung auf ihn gerichtet hielt und nach Oxfordart näselnd bemerkte:

„Noch ein Wort, und es soll das letzte sein, das Sie je gesprochen haben. Wenn die Dame Geheimnisse gewahrt haben will, so bin ich der Mann, ihrem Verlangen Geltung zu verschaffen."

„Aber — Sir — es liegt doch in Ihrem Interesse —"

„Ich will nichts hören. Fort mit Ihnen!"

Mit einem Fluch gab Armistead seinem Pferde die Sporen und war einige Sekunden später hinter dem Dorngestrüpp verschwunden. Nur ein Streifen rotbraunen Staubes stieg empor und hing wie eine Wolke in der Luft. Der Hufschlag verklang in der Ferne.

Alice aber trat zu Johnston heran und reichte ihm mit einer freien, herzlichen Bewegung die rechte Hand.

„Ich danke Ihnen", sagte sie wärmer, als sie wohl ursprünglich beabsichtigte. „Es steckt wirklich nichts dahinter — nur eine Überraschung für Sie — wenn Sie jedoch wollen —"

Johnston sah ihr ernst in die Augen.

„Ich will nichts anderes als das, was Sie wollen."

17.

Andara war der King der Mambukuschu, verdammt gutgebauter, kohlschwarzer Nigger vom Bantustamme mit leichtem Kafferneinschlag. Sein Hauptdorf war Gangongo, doch unterstanden ihm noch mindestens ein Dutzend anderer Dörfer.

Andara war außerordentlich schlecht gelaunt. Er mußte sich eingestehen, daß es mit den schönen Zeiten, wie sie noch zu seiner Väter Tage bestanden hatten, endgültig vorüber sei. Nicht genug damit, daß diese verdammten Weißen mit ihrer Vorhut von Missionaren und Händlern ins Land kamen und die Schwarzen anlernten, Schnaps zu trinken und Tabak zu rauchen, welche Bedarfsartikel mit Geld gekauft und letzteres wiederum durch höllisch saure Arbeit verdient werden mußte; nein, nicht genug damit, jetzt führten diese Söhne der Unterwelt auch noch eine Kopfsteuer ein. Freilich, lägen die Verhältnisse noch so wie vor etwa dreißig Jahren, dann wäre es leicht, die Kopfsteuer zu bezahlen. Damals gab es nämlich ein einfaches Mittel, zu dem landesüblichen Gelde, dem Vieh, zu kommen. Man unternahm den Raubzug, erschlug einige hundert Leute und trieb Vieh und Sklaven weg. Das war ganz leicht für einen volkreichen und kriegerischen Stamm. Volkreich und kriegerisch aber waren die Mambukuschu immer gewesen. Jetzt lag die Sache freilich anders. Man mußte, ob man wollte oder nicht, arbeiten, um die Kopfsteuer aufzubringen. Nun aber ist das Nationallaster der Mambukuschu eine so ziemlich unbegrenzte Faulheit und die Folge davon Schwierigkeiten bezüglich der aufzubringenden Kopfsteuer.

Dachte da Andara daran, nur ein einziges Mal auf die bewährten Mittelchen seiner Altvordern zurückzugreifen, und stattete den benachbarten Masubia einen kriegerischen Besuch ab. Die Sache war nicht eben schlimm, es gab bloß zwei tote Masubias. Und Andara zeigte sich auch sonst als Gent vom reinsten Wasser, er machte keine Sklaven, sondern begnügte sich mit dem Vieh, das er den Masubia wegnahm, und das ihm hinreichend schien, die Kopfsteuer für seine sämtlichen Dörfer zu bezahlen.

Leider war der „Resident Comissioner" ein Mann, dem der Sinn für derlei Späße vollständig abging. Und die Masubia, statt dankbar zu sein, daß man ihnen nur zwei Leute getötet hatte, beeilten sich, mit ihrem Jammergeschrei das Blut des ehrenwerten „Resident Comissioners" in Wallung zu bringen. Die Folgen verspürte Andara, als einige Dutzend Bobbys mit zwei Gewehren erschienen, die immerfort schießen konnten, und ihm nicht nur die Leute, sondern auch die Hälfte des eigenen Viehes, wie sie sagten, abnahmen.

Begreiflich, daß Andara schlechter Laune war und angestrengt darüber nachdachte, wie er die gehabten Verluste einbringen könne, ohne selbst große Gefahr zu laufen.

Der Aufenthalt in der eigenen Hütte pflegt auch bei den Niggern nur in den seltensten Fällen gedankenfördernd zu wirken. Die Anregung fehlt. Und weil den Schwarzen die Jagd dasselbe bedeutet wie das Kaffeehaus dem zivilisierten Europäer, so verließ Andara in Begleitung seines Waffenträgers Lischo die Boma, um auf Springböcke zu pirschen, die sich in der letzten Zeit gezeigt hatten.

Es war furchtbar heiß, und der wohlbeleibte King schwitzte entsetzlich, als er, einmal aus dem Oasenbereich des Dorfes gelangt, durch den tiefen Sand waten mußte. Und weil er kein Wild antraf, verschlechterte sich seine Laune zusehends, was besonders der arme Lischo entgelten mußte.

Die Gemüter erheiterten sich erst, als Lischos scharfe Augen so um Mittag herum ein Ding entdeckten, das sich zwischen den Dünen und dem Dorngestrüpp geradeswegs auf sie zu bewegte. Er blieb stehen und beschattete die Augen mit der flachen Hand.

„Was ist mit dir?" fragte Andara ungehalten und hob drohend den Stock.

„Dort bewegt sich etwas."

Hierauf erhöhte Aufmerksamkeit des Kings, erwartungsvolles Ausschauen.

„Das ist wahrscheinlich eines der Tiere, die wir suchen."

„Ich glaube nicht. Zu groß, wenn du näher zusiehst."

„Was aber dann?"

„Pferd und Reiter", kam es lakonisch zurück.

Und so war es auch. Ein Reiter tauchte aus dem Ungewiß eintöniger Bodenfärbung hervor und näherte sich in gemächlichem Paßgang eines Ermüdeten.

Die beiden Schwarzen sahen sich verwundert an. Dann forschte ein jeder mit listigem Blinzeln in den Augen des anderen. Und dann setzten sie sich grinsend nieder.

„Ein weißer Mann allein in der Wüste", bemerkte Andara.

„Mit abgetriebenem Pferd", gab Lischo zu bedenken.

„Wahrscheinlich halb verdurstet."

„Vermutlich ein Verirrter."

„Wer fragt nach ihm? Viele sterben in der Wüste und werden von den Schakalen gefressen."

„Er ist aber bewaffnet."

„Was macht das aus? Wir treten ihm nicht als Feinde entgegen, sondern als Freunde. Man kann einen ahnungslosen Menschen leicht von rückwärts töten."

„So ist es."

Der Reiter kam näher. Er entdeckte nun seinerseits den King und dessen Waffenträger, weshalb er einen Augenblick anhielt, um dann zögernd heranzureiten. Die Gesichter der beiden Nigger gingen gewaltig in die Länge.

„Oh!" sagte Andara.

„Das ist einer von den Leuten des großen Baas, der uns Schnaps und Tabak liefert und dafür Felle und Früchte in Zahlung nimmt."

„So ist es. Er ist unser Freund."

„Ich glaube nicht, daß wir ihn töten sollten."

„Nein. Wir brauchen den Baas zu sehr — er würde es erfahren und zürnen."

„Ganz recht. Aber wie sieht er aus?"

„Hm! — hm! — ein böses Gesicht. Die Wüstengeister haben ihn gezeichnet."

Das stimmte freilich nicht ganz, denn die Wüstengeister, die John Armistead gezeichnet hatten, waren die Fäuste Johnstons gewesen. Was an der fatalen Tatsache freilich nichts änderte.

Armistead hielt das Pferd in der Entfernung von einigen Schritten an. Er erkannte die beiden, mit denen er im Auftrage seines Chefs geschäftlich verhandelt hatte. Und er fühlte sich deshalb sehr erleichtert. Es ist nicht jedem Schwarzen in der Caroo zu trauen. Die Militärstationen liegen weitab und nach einem Weißen, der verschwindet, kräht kein Hahn — solange sich die Nigger nicht selbst verraten, was auch schon dagewesen ist. Armistead befand sich in einem Zustand, der es ihm rätlich erscheinen ließ, allen gewaltsamen Zusammenstößen aus dem Wege zu gehen. Er beeilte sich, den alten, dickbäuchigen King höflichst zu begrüßen.

„Welche Freude!" rief er aus. „Es macht mir ein Riesenvergnügen, Sie hier zu treffen."

Er sprach englisch, das Andara nebst den meisten seiner Leute beherrschte, hatten sie doch alle die Missionsschulen besucht, die von Amerikanern, Deutschen und Engländern im Lande angelegt worden waren. Andara erhob sich gravitätisch und reichte dem Weißen die Hand. Hierauf schüttelte er traurig den Kopf und seufzte aus tiefster Brust.

„Was ist los?" fragte Armistead unruhig und streifte Lischo, der drei Speere in den Händen hielt, mit einem raschen Blick. „Erinnern Sie sich meiner nicht mehr? Wir haben verschiedene Geschäfte miteinander abgeschlossen."

„Im Auftrage des großen Baas in Kazila", bestätigte kopfnickend der King. „Ich weiß. Aber ich kann mich nicht freuen, Sie hier zu treffen, obgleich ich es eigentlich tun sollte."

Wehmütig betastete er seine dicken Unterschenkel.

Armistead war lange genug im Lande, um zu wissen, daß er auf diese Art um keinen Schritt weiter kommen würde. Er stieg daher ab und setzte sich zu den beiden auf den heißen Sand. Afrikanische Verhältnisse erfordern stets ein langwieriges Palaver als Einleitung zu jeder Sache. Andara grinste zufrieden und schob ein Stück Kautabak, das ihm der Weiße anbot, hinter das Gehege schimmernder Zähne. Lischo folgte diesem Beispiele.

„Nun sprechen Sie sich aus", forderte Armistead. „Haben Sie etwas gegen mich?"

„Nichts. Ich bedaure nur, Sie nicht so aufnehmen zu können, wie ich es tun sollte."

„Der ‚Resident Comissioner' hat uns einen Besuch abgestattet — lauter Bobbys mit schwarzen Gesichtern und bewaffnet mit guten Gewehren. Sie nahmen uns die Hälfte unseres Viehes weg."

„Ach —"

„Ja. Sehr traurig. Wir können Sie daher nicht so bewirten, wie wir es gerne möchten."

„Wenn es nur das ist! Ich bin genügsam, und Sie wissen wohl, daß Sie alles bezahlt bekommen. Wie gesagt, ich brauche nur Vorräte und Begleiter bis Kazila."

„Das soll Ihnen werden."

Armistead dachte angestrengt nach. Sein Hirn brütete einen satanischen Plan aus. Er sagte sich, daß es unmöglich sein würde, die Stellung bei Alices Vater gegen den Willen des Mädchens zu behaupten. Und die Wirtschaftskrise gab wenig Hoffnung auf ein anderweitiges Engagement. Er faßte den Entschluß, sich irgendwie sicherzustellen.

„Man hat Ihnen das Vieh geraubt?" begann er vorsichtig.

„So ist es!" erwiderte Andara und runzelte die Stirn.

„Sie sind also arm geworden?"

„Leider."

„Aber sicher würden Sie jede Gelegenheit ergreifen, die Sie entschädigen könnte."

Andara nickte und grinste. Dieser Weiße war doch zu dumm. Eine solche Frage zu stellen! Es fehlte ja nichts weiter als eben diese Gelegenheit. Aber wo sollte sich eine solche bieten, hier in dieser verdammten Wüste, und noch dazu in der Trockenheit, da selbst treckende Buren und Händler zu den größten Seltenheiten gehörten. Er musterte Armistead mit forschenden Blicken. Dieser Mann, dem die Geister das Antlitz verunstaltet hatten, brütete Unheil. Wen sollte es treffen?

„Wissen Sie etwas?" fragte er lauernd.

Ja, Armistead wußte etwas. Er hatte eine glänzende Idee. Es war nicht schwer, sie durchzuführen, und am allerwenigsten in diesem Jahre da die Pans austrockneten und gar leicht weiße Menschen sich verirren und verdursten konnten. Ja, es ließ sich damit viel Geld verdienen, ohne Zweifel. Und der anfängliche Widerstand Andaras, ohnehin erheuchelt, war bald gebrochen.

Frederick Johnston treckte mit Alices Ochsenwagen durch die Kalahari. Das Verhältnis zwischen ihm und dem Mädchen war das denkbar günstigste. Von Liebe war zwischen ihnen freilich nicht die Rede. Aber es war ihnen klar geworden, daß sie einander nicht gleichgültig seien. Mit Blicken und halben Worten offenbarten sie sich das.

Im übrigen hatten sie den schlimmsten Teil des Weges überwunden. Wasser hatten sie im letzten Pan so viel gefunden, wie sie für mehrere Tage brauchten. Und Jim war viel vergnügter, seitdem er nicht mehr für sein Gespann zu fürchten hatte. Er knallte mit der Peitsche und gab einen Song nach dem anderen zum besten, stets im blutaufpeitschenden Rhythmus, der die Niggergesänge kennzeichnet. Und Tschu, der kleine Buschmann, kauerte hinten auf dem Wagen und machte große Augen. Ihn bewegten erfreuliche Zukunftsgedanken; hatte ihm doch der weiße Mann im Khaki Versprechungen gemacht, deren Erfüllung den Reichtum Tschus begründen mußte. Um einen Buschmann aus der Kalahari reich zu machen, dazu bedarf es nicht viel.

Quer durch Sand und Felsgestein polterte der Wagen. Über ihm kreisten die Geier, und Frankoline lockten im Gestrüpp. Man näherte sich besiedelten Gebieten.

Johnston wunderte sich nicht weiter darüber, als er, dem Wagen voraussprengend, kurz nach Mittag auf einen Schwarzen stieß, der als einsamer Wanderer hinter einem Hügel zum Vorschein kam. Der Bursche war schlank gewachsen, schmalhüftig, breitschultrig und bis auf einen Lendenschurz nackt. Er hatte den Körper mit einer rötlichen Fettsalbe von oben bis unten eingeschmiert und glänzte wie eine Ölsardine. Das Haar war am Hinterkopf kurz geschnitten und vorn bis zur Scheitelhöhe glattrasiert. In der Rechten trug er als einzige Waffe einen jener Speere, deren Spitze mit Hilfe primitiver Blasebälge an Holzkohlenfeuern geschmiedet werden.

Der Schwarze war, was Frederick Johnston nicht wissen konnte, Lischo, der Waffenträger King Andaras. Er stellte sich sehr erstaunt, hier Weiße zu treffen, und heuchelte einen Schreck, den er nicht empfand. Johnston nahm ihn sogleich ins Gebet, indem er ihn englisch ansprach.

„Wer bist du und woher kommst du?"

Lischo gab durch eifriges Kopfnicken, was bei den Mambukuschu eine Verneinung bedeutet, zu verstehen, daß ihm diese Sprache fremd sei, was aber, wie wir wissen, nicht zutraf. Johnston befahl ihm durch Gebärden, ihm zu folgen, und ritt dem Wagen entgegen, wo das Erscheinen des Schwarzen Aufmerksamkeit erregte. Alice sprang vom Wagen und kam herbei, desgleichen der Hottentott und der Buschmann. Aber der letztere zog sich beim Anblick Lischos scheu hinter das Gespann zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 28 April 1935

Zwischen Ostern und Weißen Sonntag.

Einen scheußlichen Hereinfall haben unsere Wetterpropheten erlebt, als sie für die Ostertage durchweg Regen, Wind und Gottweißnichtnochwas für üble Dinge ankündigten, von denen dann eigentlich nur der Schreckschuß in der Nacht von Ostersonntag auf Ostermontag übrig geblieben ist; dieser war allerdings so umfangreich, daß er noch bis in den Morgen des Ostermontags hineingrollte, aber dann „brach" doch wieder regelrechtes Osterwetter aus. Eigentlich müßten die amtlichen Wetterpropheten eine „öffentliche Rüge" erteilt bekommen, weil sie soviele Leute bange gemacht haben; einige behaupteten sogar, sie könnten unter keinen Umständen einen regelrechten Osterspaziergang machen, weil im Radio eben schlechtes Wetter angesagt war; darauf wartend haben sie dann zu Hause gesessen.

Nun aber ist der Frühling ausgebrochen, und ich muß ihn loben, selbst auf die Gefahr hin, daß sich das Wetter und der Frühling eben wegen des Lobes wieder zu einem Schlechteren entschließen. Aber nun haben wir solange auf Sonne und regelrechten Frühling gewartet, daß wir uns auch öffentlich freuen müssen; schade, daß die Schulkinder nichts davon mitbekommen haben; ihr Ferienwetter war mustergültig schlecht, wahrscheinlich, weil sich der Termin vom Mondwechsel unabhängig gemacht hat; nun müssen sie sich auf die kurzen Pfingstferien vertrösten, indessen wir die Dichter und Schwärmer von der Leine lassen. Mannhaft kämpfen wir selbst gegen das mit dem Lenz immer noch aufkommende Fernweh, gegen die Wunderlust, begnügen uns mit dem Neid gegen die, die zwischen Tälern weit und Höhen, zwischen grünem Wald und Blütenbäumen wandern können, während wir nur drüber schreiben.

Hach, ja — eilende Wolken, Segler der Lüfte!

Und nun ist auch schon der „Weiße Sonntag" da, ein Fest besonderer Art für die Jugend, der Sonntag in Blüten in mehr als einer Hinsicht.

Zu diesem festlichen Tage, an dem die Glocken selbst zu „beiern" anheben, weil das ihr gutes Recht seit Alters her ist, habe ich übrigens eine Einsendung bekommen, die sich mit dem „Kommunionpaar" beschäftigt, eine Angelegenheit, die einst von großer Wichtigkeit war; „Kommilionpaar" hieß und heißt das übrigens in Neuß. Ein guter und alter Freund unserer Zeitung schreibt uns über diesen „Fall":

Nur die wenigsten wissen es noch, was das „Kommunionpaar" für eine große Bedeutung hatte; wenn man schon die Sitte nicht retten kann — warum eigentlich nicht? — so sei wenigstens am Vorabend vom Weißen Sonntag hier ein wenig davon erzählt.

Früher begann der Kommunion-Unterricht schon im Dezember; das große Ereignis warf seine Schatten also schon weit voraus. Neben dem „rein Kirchlichen, wozu vor allen Dingen das Lernen des „großen Katechismus" gehörte (denn man mußte vor Ostern eine Prüfung ablegen, die erste im jungen Leben) war noch ein wichtiges Ereignis: Die Generalbeichte. Dann kam die Zeit, wo sich jedes Kommunionkind ein „Paar" nahm, mit welchem es gemeinsam zum Tische des Herrn gehen wollte. Wenn dieser Brauch auch keine allzu wichtige Sache war, so spielte sie doch bei den Kindern und in den Familien eine gewisse Rolle. Hier wurden gleichsam die ersten engeren Freundschaften fürs Leben geschlossen, die manchmal fester hielten als manche verwandtschaftliche Bindung. Nachbarskinder, Verwandte, Kinder befreundeter Familien taten sich zusammen und die Eltern mußten ihre Einwilligung dazu geben. Bei Mädchen bekam so ein Paar dasselbe Kleid, das gleiche Kränzchen, bei Jungens das gleiche Sträuschen und was es sonst gab. Die Familienfeiern fanden zusammen statt und die Verwandten wurden gemeinsam besucht, und wenn der zweite Tag kam, dann fand der Ausflug gemeinsam statt. Alles Dinge, die die Familien zusammenschlossen und manche Freundschaft fürs Leben wurde geschlossen. Auch nahm sich das Kind, dessen Eltern in guten Verhältnissen lebten, ein Kind bedürftiger Eltern zum „Paar" und die Anschaffung alles Notwendigen ging dann stillschweigend vor sich, ohne großes „Gedöns". Die so geschlossenen Freundschaften glichen in manchem den Nachbarschaften. Mancher hat durch solche Freundschaft seine stärkste und beste Bindung fürs ganze Leben gemacht. Auch wenn es im Leben dem einen Teil schlecht geht und dem anderen besser, so hat diese Jugendfreundschaft manche Härte und Sorge des anderen gemildert oder ganz aus der Welt geschafft. Leider ist dieser Brauch nicht mehr da, da, glaube ich, die Kinder nach der Größe geordnet werden. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn man dieses alte Brauchtum wieder aufleben lassen würde,

meint unser Einsender, und wir wollen ihm das glauben und sogar dabei helfen, indem wir die Angelegenheit in die Erinnerung zurückrufen; der Chronist selbst entstammt nicht mehr der Zeit, da das „Kommunionpaar" von einer besonderen Bindung war. Ich habe es nur zu einem gemeinsamen Kaffee im Marienhof gebracht, wo mein „Paar" residierte, weil das damals nicht anders üblich war. Aber es mag schon etwas Rechtes daran sein an dieser Kinderfreundschaft, die am schönsten Tage des Lebens eben ihr besonderes Licht und ihren besonderen Glanz erhält, unsere Eindrücke von damals mögen auch durch die Kriegsfreundschaften überdeckt worden sein, die ja bekanntlich über alles andere gehen, falls sie eben jene Taufe erhalten haben, die man ganz sicher die „Feuertaufe" nennen konnte. Vielleicht kehrt nun aber auch der gute alte Brauch des Kommunionpaares wieder zurück; so betrachtet, wie ihn unser freundlicher Einsender sieht und erlebt hat, hat er fraglos sein Gutes.

* * *

Stadtgärtliche Sorgen.

Die Neußer Jugend, soweit sie im Stadtgarten und in den angrenzenden Gebieten auf dem Kriegspfade wandelt, ist die Sorge der „Kähls mött die gröne Kapp", dem das Wohl der Schwäne und der Enten anvertraut ist; er hat beim letzten Interview in den Ostertagen wieder einmal sein Herz ausgeschüttet und dem Chronisten mitgeteilt, daß ihm — beziehungsweise seinen Enten — die Eier aus den Nestern gestohlen werden; deswegen sei es eine glatte Unmöglichkeit, von den Flugenten Nachwuchs zu ziehen, obwohl die Tiere sich schon mehr als einmal zum Brüten niedergelassen haben. Immer wieder aber werden die Eier entwendet, und auch das übrige Getier im Stadtgarten erfreut sich keiner besonders schonungsvollen Behandlung durch die halbwüchsige Neußer Jugend; der Wärter hat sogar mörderische Schleudern bei Jugendlichen beschlagnahmen müssen, und auch vor den wenigen Kaninchenlöchern hat er unangenehme Interessenten feststellen müssen.

Diese sich immer wieder wiederholenden Klagen sollten den Eltern und auch den Schulen noch einmal Anlaß sein, die mahnende und warnende Stimme zu erheben. Wir sind sicher, daß dies seine Wirkung haben wird; sollte es seine Wirkung verfehlen, so werden die Aufsichtspersonen im Stadtgarten die Erziehung der Neußer Jugend mit dem ihnen eigenen Nachdruck unternehmen. Auch die Rasenflächen sind an sich nicht dafür da, den Privatbedarf an Blumen darauf zu decken, wenn auch manchmal solches Blumenpflücken in heiliger Einfalt von ganz kleinen Knirpsen beiderlei Geschlechts besorgt wird, denen das rechte Gefühl für solche „Untat" wahrscheinlich fehlt. Hier müssen die Eltern den zweifellos sehr stolz nach Hause kommenden Spendern die nötigen Unterweisungen geben; dieser Tage stellte ein älterer Herr in Güte und Freundschaft einen solchen Blumenfreund zur Rede, worauf dieser in gekränkter Unschuld erwiderte: „Die Blohme sennt för minn Mamma!" Da steht man natürlich machtlos visavis, wenn einem ein solcher Unschuldsengel eine solche Antwort gibt, nicht wahr?

Uebrigens hat es dieser Tage auch Streit im Stadtgarten gegeben; es handelte sich um einen Zwist in der Familie Schwan; die Kämpfer gerieten dabei so aneinander, daß der Tierarzt gerufen werden mußte, der einem der beteiligten Schwäne einen Teil des Flügelknochens, der gebrochen war, amputieren mußte. Wir hatten Gelegenheit, den Patienten in seiner Krankenstube zu sehen und festzustellen, daß er sich auf dem Wege der Besserung befindet. Er saß ziemlich bedröppelt auf seinem Stroh, doch hatte der Wärter zu seiner eigenen großen Beruhigung festgestellt, daß es dem Patienten wieder schmecke. So wird man also damit rechnen dürfen, daß der kampffreudige Schwan mit dem Leben davonkommt.

So macht also auch das Getier im Stadtgarten seine Sorgen; umsomehr haben wir, die Nutznießer an dem bewegten Leben im Park, allen Anlaß, schonend und freundlich mit der Kreatur umzugehen, eine Mahnung, die umso angebrachter ist, als die Wiedereröffnung der Kahnfahrt zuweilen dazu führt, daß gewisse große „Jäger" vor dem Herrn Privatjagden nach allem, was da fleucht und kreucht, veranstalten.

* * *

Die „Möschen" nehmen überhand.

Ich selbst habe es noch nicht gemerkt, daß die Möschenplage in diesem Jahre besonders groß ist; aber wenn die amtlichen Nachrichtenbüros sogar diesem Umstande ein besonderes Kapitel widmen, dann wird es schon stimmen. Wir Städter lesen ja meistens solche Sachen immer erst in der Zeitung, und da die Pferde in den Städten immer seltener geworden sind, und die Spatzen von den Absonderungen der Autos nicht leben können, so wird sich diese Plage draußen auf dem Lande und in den Gärten auswirken, wo demnächst das junge Grün und die ersten Kirschen — wenn es einmal soweit ist — schon daran glauben müssen, wenn die möschenkundigen Warner recht haben; und sie werden schon recht haben. Sie rufen zum Kampf gegen die Möschen auf, die wahrscheinlich einen netten Schrecken bekommen würden, wenn sie solche Erwägungen in der Zeitung lesen könnten. Aber sie können nicht; das sieht man an ihrer Ungestörtheit und an ihrem lärmenden Getue, mit dem sie im Garten und in den anderen nahrungsspendenden Gebieten herumturnen.

Aber die Sache ist ernst, meine Damen und Herren! Hören wir, wie ernst sie ist, indem wir den Worten des amtlichen Büros voller Andacht lauschen:

„Die rapide Vermehrung der Sperlinge hat sich, so schreibt das DNB., nachgerade zu einer wahren Landplage ausgewirkt. Nicht nur, daß die Sperlinge in den Gärten und auf den Feldern einen ungeheuren Schaden anrichten, sie beschlagnahmen auch die Nistkästen, die für Meisen, Rotschwänzchen, Kleiber, Baumläufer, Wendehals, Stare usw. aufgehängt werden.

Man kann beobachten, daß etwa 80% aller ausgehängten Höhlen und Kästen von Sperlingen angenommen wurden, und die Singvögel halten vergebens nach geeigneten und freien Nistgelegenheiten Ausschau. — Man hat in den Gemeinden zur Bekämpfung der Sperlingsplage aufgerufen, und in den meisten Fällen waren es die Knaben, die mit Luftgewehren und Teschings auf die Sperlingsjagd gingen. Leider wurden auch die Singvögel von der Schießwut der Knaben betroffen, und man fand zahlreiche angeschossene Hänflinge, Finken und Meisen. Aus diesem Grunde sollte das Abschießen der Spatzen ganz unterbleiben.

Eine wirksame Bekämpfung der Sperlingsplage kann zurzeit durch eine gründliche und fachliche Kontrolle der Nistkästen erfolgen. Hartnäckig und mit erstaunlicher Beständigkeit wird der Sperling immer wieder in den erwählten Kasten bauen. Da heißt es äußerst geschickt zu Werke gehen, und mit dem Entfernen des Spatzennestes gleichzeitig die Alten wegzufangen. Nur auf diese Weise werden Mühen und Kosten gerechtfertigt. Eine Vermehrung der Spatzen wird hierdurch verhindert, und den Meisen, Rotschwänzchen usw. wird der Weg in die Nistgelegenheiten freigemacht. Wer also seine Nistkästen dem vorbestimmten Zweck erhalten will, sorge für eine ständige und sachgemäße Kontrolle der Nistkästen und Bruthöhlen."

Es gibt einen volkstümlichen Kantus, mit dem erschütternden Schluß: „Do hannt die zwei jekresche: „Watt sennt mer ärme Mösche!"

Die Möschenverfolgung und Ausweisung der Ehepaare wird also ausbrechen; eigentlich möchte man aus irgendwelchen Gründen feierlich dagegen protestieren. Denn „Mösche" sind Vögel, die sich irgendwie der besonderen Sympathie des Neußers erfreuen, und indem der Chronist solches schreibt, steigt eine Erinnerung an „Möschefalle" und allerhand andere Dinge drohend herauf, und ihm kommt die Erkenntnis, ob nicht diese späte Liebe zu den Spatzen vielleicht eine „Alterserscheinung" sein könnte?

Möge die Möschenverfolgung nicht zur vollkommenen Ausrottung führen; das wäre doch ein Jammer. Denn die wibbeligen Vögel haben etwas humoristisches an sich, das wir nur ungern gänzlich missen möchten. Und schließlich sind ja auch die Möschen irgendwie sinnvoll in die Schöpfung gestellt worden, nicht wahr? Erst dieser Tage lasen wir auf den Plakatsäulen „Spatzen in Gottes Hand", von der Aufführung im Städtebundtheater, und schon heute meldet ein amtliches Büro, daß zu einem Feldzug gegen die Möschen aufgerufen wird. Ja, ja! So schnell wandelt sich die Gunst der Menschen! Scheußlich!

* * *

Merkwürdiger Spaß.

Wir regen uns mit Recht auf, wenn die Feuerwehr blind alarmiert wird, das heißt, wenn jemand so sehr in „Stimmung" gekommen ist, daß er sich gar keinen anderen Rat mehr weiß, als den, die Feuerwehr einmal nächtlicherweise in Bewegung zu setzen, indem der Melder eingeschlagen wird. Glücklicherweise und infolge der unermüdlichen Bekämpfung des Uebels sind die blinden Alarmierungen der Feuerwehr bei uns in Neuß seltener geworden, zuletzt wahrscheinlich nicht aus dem Grunde der angedrohten „Sanktionen" für den Fall, daß einmal der Täter das Pech haben sollte, in Spezialbehandlung der aus der Nachtruhe geschreckten Feuerwehrleute zu kommen. Denn Feuerwehrschläuche sind nicht nur zum Spritzen zu verwenden, man kann sie auch etwa dazu verwenden, die Kehrseite eines unternehmungslustigen Alarmierers sehr oder minder zärtlich, je nach der Aufnahmefähigkeit, zu behandeln.

Das es aber auch noch eine Steigerung solchen Unfuges gibt, das ersahen wir aus der Mitteilung unseres Korrespondenzbüros, welches uns folgende Meldung zukommen ließ:

„Die Einwohner der kleinen mährischen Ortschaft Dobromielitz bei Olmütz bekamen keinen kleinen Schrecken, als sich aus dem Hause des Bürgers Dosla eine Stimme aus dem Lautsprecher vernehmen ließ, die der Bevölkerung folgendes zu melden hatte: „Hier Tschechoslowakisches Pressebüro. Ungarn hat soeben an Jugoslawien den Krieg erklärt. Die Tschechoslowakei hat als befreundeter Staat die allgemeine Mobilisierung angeordnet. Alle Männer von 21 bis 60 Jahren müssen sofort einrücken. Die Bevölkerung hat sich mit Lebensmitteln zu versorgen." Diese Meldung geschah ein paarmal hintereinander, sodaß die Leute sie schon glauben mußten. Der Ort geriet natürlich außer Rand und Band, die Männer ließen ihre Arbeit stehen und liegen und rannten auf das Bürgermeisteramt, die Lebensmittelgeschäfte waren im Nu überfüllt und bald ausverkauft, und viele vergruben ihre Habe oder versteckten sie wenigstens so gut wie möglich. Diese kriegerischen Vorbereitungen dauerten solange, bis die Polizei sich einmischte und behauptete, an der ganzen Meldung sei kein wahres Wort. Sie ging vielmehr dem Ursprung des Märchens nach und entdeckte im Hause des oben genannten Bürgers Dosla einen primitiven Sender, den sich eben dieser Bürger mit Hilfe seines Freundes Mlejnek selber zusammengebaut und „besprochen" hatte. Auf die Frage, warum die beiden die Kriegserklärung aus der Luft gegriffen hätten, antworteten sie, sie wollten sich nur einen Jux machen. Das Bezirksgericht verstand aber diesen Jux nicht, sondern besaß die Humorlosigkeit, die beiden „Rundfunksprecher" zu je acht Tagen Arrest zu verurteilen."

8 Tage Arrest sind eigentlich für eine falsche Kriegserklärung immerhin eine sanfte Ahndung; wahrscheinlich hat der rechtsprechende Richter selbst ein leises Lächeln nicht verstecken können, als er die Sünder vor sich hatte.

* * *

Der verkannte Kitsch.

Auf der diesjährigen Leipziger Messe soll ein nettes Stückchen passiert sein, das so nett ist, daß wir es nicht für uns behalten können; es soll passiert sein; ich war nicht dabei; ganz sicher aber kann es passiert sein, das wird der freundliche Leser, sofern er Sinn für die Sache hat, einsehen.

Also:

Auf der Leipziger Messe hat ein Möbelfabrikant ausgestellt; selbstverständlich seine besten und neuesten und modernsten Sachen. Um die Wirkung zu heben, hat er neben die neuen Sachen, neben die modernen und besten Sachen seiner Werkstatt ein Zimmer alten Stils aufgestellt, ein Zimmer des vergangenen Geschmacks, bestehend aus Plüschsesseln, breiten Sofas mit weitausladenden Seitenflügeln, mit „Paneelbrettchen" und Deckchen, mit Röllentischchen, mit unechten Blumensträuschen, mit verschnörkelten und beknauften Möbeln, kurz so, wie wir solche Zimmer wohl noch kennen. Es soll bei Gott!, nichts zu ihrer Schmähung gesagt sein. Wir lieben sie alle doch noch ein wenig, die „guten Zimmer", in die wir so selten hineinkamen, nur dann, wenn ein besonders festlicher und feierlicher Anlaß war. Es roch immer ein bißchen ungelüftet und nach Kampfer, der den Motten zum Trotz dort langsam schmolz, es lag immer irgend etwas Kostbares darin herum, was eigentlich nicht hinein gehörte, weil eben das „gute Zimmer" eine Art von Familienheiligtum war.

Daß wir diese Zeiten, da solche Möbel schön und begehrenswert waren, doch noch nicht ganz überwunden haben, das hat sich auch in Leipzig auf der Messe herausgestellt, da der seine Kunden so belehrenwollende Möbelmann gerade auf dieses Greuelzimmer — unzählige Bestellungen erhielt, sodaß er das Zimmer wieder abbrach. Denn das hatte er, bei Gott!, nicht gewollt.

Sei drum diese Geschichte erfunden oder stark aufgebauscht; sie enthält jenes Körnchen Wahrheit, dem zuliebe man sie erzählen muß.

Wir wären sogar bis zu einem gewissen Grade stolz, wenn sie ganz wahr sein sollte; denn dann wäre das eine späte Ehrenrettung unserer „guten Zimmer" der Großväter und Großmütter, die sich darin einst so wohl fühlten, und die wir darin so gerne mochten, daß wir sie immer wieder darin malen, uns darin vorstellen und auch wohl noch darin besuchen, solange es eben noch geht!

Dias.

Die „schöne Frau" ist giftig,

aber „umgewandter Napoleon" hilft immer – Der Volksmund im Apothekerladen

Unlängst, als ich wegen eines Rezeptes etwas länger in der Apotheke verweilen mußte, kommt doch ein Mädchen herein und verlangt Rhinozerusöl. Nun war es weder der 1. April, noch schien mir das Kind mit dem Apotheker besonders vertraut zu sein, was solche Scherze leichter erklärlich gemacht hätte. Der Apotheker griff, ohne sonderlich erstaunt zu sein, nach einem der vielen dickbäuchigen Gefäße und füllte in die mitgebrachte Flasche eine ölige Flüssigkeit. Als das Gefäß wieder an seinem Ort stand, las ich die Aufschrift: „Oleum Rhizini", also Rizinusöl.

Ich kam mit dem Apotheker ins Gespräch und dieser erzählte mir interessante Sachen.

Wie Sie wissen, meinte er, ist es einer alten Überlieferung gemäß bei uns Brauch, Arzneimittel, Drogen und Chemikalien mit lateinischen Ausdrücken zu benennen. Ehe dieser Brauch aufkam, in ältester Zeit also, kannte man nur die Gattungsbegriffe wie Gras, Kraut, Blume, Strauch, Baum. Erst später, als Pflanzen von kräuterkundigen Frauen und Männern zu Heilzwecken verwandt wurden, schuf man besondere Ausdrücke. So erhielten „Leberblümchen" und „Lungenkraut" deshalb diese Namen, weil sie tatsächlich gegen Leber- und Lungenleiden verwandt wurden.

Der „Wermut" wurde so genannt, weil er den Leib wärmte, und den „Beifuß" legte man in den Schuh, um Ermüdungen fernzuhalten. Sie sehen also, es sind immer Ausdrücke, bei denen sich jeder etwas vorstellen kann. Aber die Klosterschulen und die Mönche, denen später die Heilkunde oblag, bedienten sich lediglich lateinischer Namen, und zwar leider auch für die einheimischen Pflanzen, die bereits deutsche Bezeichnungen führten. Auf diese Weise wurde aus der Tollkirsche oder Walkürbeere, wie sie bei den alten Germanen genannt wurde, Atropa bella donna. Walkürbeere hieß sie deshalb, weil derjenige, der sie genoß, den Walküren verfallen war, in der germanischen Götterwelt bekanntlich denjenigen Jungfrauen, welche die Gefallenen vom Schlachtfeld nach Walhall führten. Die heutige botanische Bezeichnung Atropa hat denselben Sinn, denn Atropos hieß die griechische Göttin, welche den Lebensfaden abschnitt. Der Zusatz bella donna (schöne Frau) weist auf ihre frühere Verwendung hin, als sich italienische Frauen den Saft der Tollkirsche in die Augen träufelten, um ihnen Glanz und Schönheit zu verleihen. Jedenfalls spricht heute niemand mehr von Walkürbeere, sondern nur noch von bella donna, wie sie besonders durch die Homöopathie bekannt geworden ist.

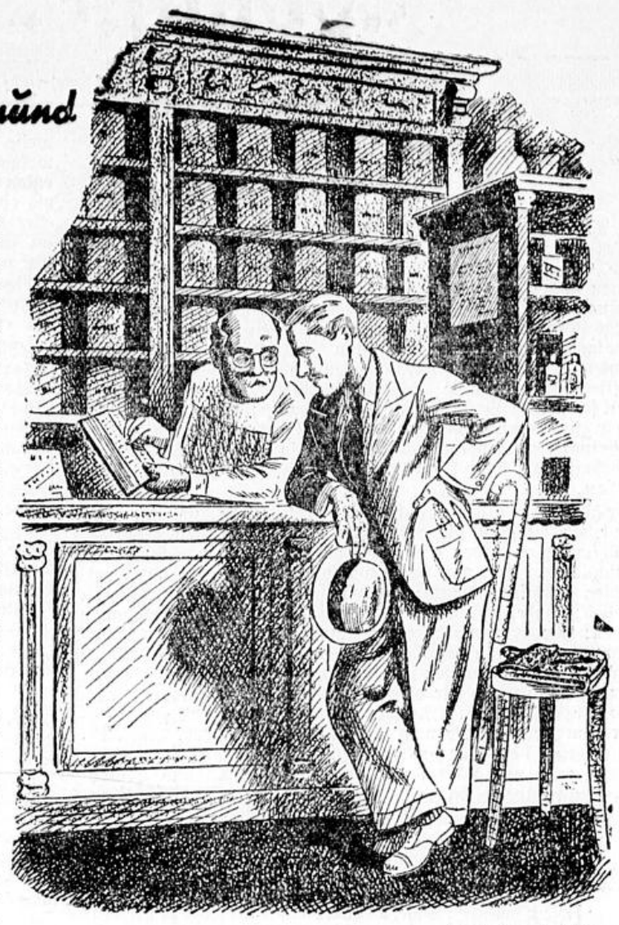
Während nun die Gelehrten nicht genug fremde Ausdrücke benutzen konnten, versuchte das Volk auf seine Art, sich dieselben verständlich zu machen. So haben schon im frühesten Mittelalter fremde Worte in Form und Bedeutung deutsche Gestalt angenommen, daß man heute ihre Abstammung nicht mehr bemerkt. Die Hauptsache war dabei, daß das Wort einen deutschen Klang erhielt. Ob Sinn und Bedeutung dazu paßten, spielte keine Rolle. Ganz auffällig ist das z. B. bei dem Wort Armbrust. Dies wurde aus „arcuballista" geformt, indem man die beiden Worte Arm und Brust hineindeutete und der Ursprungsbezeichnung anglich, denn seine wortgetreue Übersetzung lautet Pfeil und Bogen. In derselben Weise wurde aus der Pflanze „Aristolochia" Osterluzei, und aus „Salvia" Salbei. Mancher lateinische Name einer Pflanze ließ ihre Heimat erkennen, wie z. B. „levisticum-ligusticum" nach dem liqurischen Küstengebiet bei Genua; im Volksmunde wurde daraus Liebstöckel. Aus der Lombardei kommt in ähnlicher Weise deshalb auch nicht die lombardische Nuß, sondern einfach die Lamverts-Nuß.

Der an den Gestaden des Mittelländischen Meeres wildwachsende Meertau, lateinisch „ros marinus" genannt, wurde zu Rosmarin. Der „Meerrettich" aber bezeichnet den überseeischen Rettich, der vom Schwarzen Meer zu uns gekommen ist. „Enzian" entstand aus „gentiana" und geht auf den lyrischen König Gentius zurück. Narzisse ist eng mit Narkose verwandt und bezieht sich auf die griechische Bedeutung „narkan", was soviel wie betäuben heißt. Die Nelke verdankt den Namen ihrer Ähnlichkeit mit einem Nagel oder, wie es früher hieß, negele.

*

Nun gibt es noch eine ganze Reihe von fremdländischen Arzneimittelausdrücken, bei denen nicht nur die gesunde Kraft des Volkes zutage tritt, alles Fremde den Gesetzen der heimischen Rede anzupassen, sondern es kommt auch der urwüchsige Volkshumor zum Durchbruch. Das Volk bleibt in sprachlichen Dingen immer kindlich, es steht dem Fremdwort jederzeit harmlos gegenüber und gibt ihm deutschen Ton, deutsche Endung und deutsche Laute. Da ist z. B. die Bezeichnung „Lignum Sassafras et Radix Sassaparillae" für ein Arzneimittel gegen Rheumatismus. Im Volksmunde wurde daraus: „Er saß und fraß und sah durch ne Brille". Köstlich ist auch die Benennung der Pflanze „Cardui benedicti", die in plattdeutscher Mundart zu „Kaatje wat be je dik" wurde.

Bekannter ist ja die volkstümliche Angleichung von Aloë zu Ahleweh. Ferner wurde aus dem „Balsam conpaivae" „Balsam komm bei mich". Aus dem fremdländischen Namen „Tacamahaka et Myrrha" wurde „Hackumhack und mir um mir", aus „Chiono idinum" entstand „Hten und mten", aus „Dragunculi" Dragonelkraut, aus „foenum grecum" „Fein Gretchen", aus „emplastrum oxygratum" Ochsenkreditpflaster. Zu mancherlei Umwandlungen und Angleichungen hat auch das Wort Unguentum geführt, worunter der Apotheker zunächst Salbe versteht und wozu noch eine nähere Bezeichnung tritt. So gibt es z. B. eine „Unguentum digestivum", aus der umgewandter Degenstiefel wurde, ferner ein „Ungt. contra pedicul", was zu umgewandtem Pöbel, ein „Ungt. neapolitan", was zu umgewandtem Napoleon und ein „Ungt. Plumbi", was zu umgewandtem Publikum führte.



Zeichnung Krusch.

Und hier sehen Sie, fuhr der Apotheker fort, indem er mir ein Buch zeigte, ist eine Sammlung von volkstümlichen Namen der gebräuchlichsten Arzneimittel. Die beiden Verfasser Arends und Holfert haben es bis auf 13 000 gebracht! Es gibt also auch bei uns gute deutsche Ausdrücke, wenn man sich ihrer bedienen will.

Bei diesen Worten konnte ich nicht umhin, die Frage zu stellen: „Hat denn noch niemand versucht, die fremden Ausdrücke zu vermeiden und nur deutsche zu gebrauchen?" „Leider nein", antwortete mein Gegenüber. „Das heißt, auch die Medizin kennt sozusagen einen Luther. Aber das liegt schon 500 Jahre zurück, als Paracelsus oder, wie er eigentlich hieß, Bombast von Hohenheim, der große deutsche Arzt, sich um die deutsche Sprache auch in der Heilkunde bemühte. Er hat sogar ein Werk über die deutschen Kräuter geschrieben und ging darin so weit, daß er nicht nur deutsche Namen, sondern auch lediglich deutsche Arzneipflanzen in unserer Heimat angewendet wissen wollte. Denn er vertrat die Ansicht, daß Gott für jede Krankheit auch ein Heilmittel in die Welt gegeben habe, und daß wiederum jedes Land auch für die ihm eigentümlichen Krankheiten genügend entsprechende Heilmittel hervorbringt, denn der deutsche Arzneimittelmarkt war schon damals mit ausländischen Drogen überschwemmt, und die einheimischen Kräuter standen nur gering im Werte. Leider ist das letztere auch heute noch der Fall."

Später, als ich mich schon lange mit freundlichem Dank für die bereitwillige Auskunft verabschiedet hatte, fielen mir Worte des deutschen Sprachforschers Oskar Weise ein, auf welch entgegengesetztem Standpunkt doch das Volk im Vergleich zu den Gelehrten steht, die in übertriebener Peinlichkeit jedes Wort nach der Art der Nation, von der es stammt, aussprechen und zu erhalten pflegen. Wieviel mehr Vaterlandsliebe und Sinn für Sprachreinheit und Streben nach Wahrheit und Rücksicht auf den Nächsten ist doch gerade dem Volk eigen.

H. Rosenkranz.

Wissen Sie schon?

... daß alle Eskimos, ob sie nun in Kanada, in Sibirien, Alaska oder Grönland leben, die gleiche Sprache sprechen? Einige hundert Worte werden allerdings anders gesprochen.

... daß die Pfeilgifte der Eingeborenen von Deutsch-Ostafrika auch auf die größten Tiere, wie Elefanten und Nashörner, in kurzer Zeit tödlich wirken?

... daß nach den neuesten Berechnungen die Milchstraße aus 170 Billionen Sternen besteht? Die Milchstraße soll sich einmal in 220 Millionen Jahren umdrehen.

Sie haben nichts zu lachen?

Ein Schotte ...

Ein Schotte kam zum Apotheker.

„Ich möchte für zwei Pence Gift!"

„Tut mir leid", sagte der Apotheker, „das kann ich nur für zehn Pence abgeben!"

„Tut mir auch leid", erklärte der Schotte, „dann bleibe ich eben am Leben!"

*

Unhöfliche Frage.

„So dumm wie du war ich in deinem Alter noch lange nicht!"

„Wann bist du's denn geworden, Onkel?"

*

Schlau.

„Was kosten die beiden Flaschen?"

„Fünf Mark!"

„Und eine allein?"

„Drei Mark!"

„Gut — dann geben Sie mir die andere!"

*

Unter Freundinnen.

„Ich möchte mich mal so schminken, daß mich keiner kennt."

Freundin: „Dann geh doch einfach mal ganz ungeschminkt!"

Eisklumpen im Sommer

Ein seltsames Phänomen in deutschen und tschechischen Höhlen

Eine Viertelstunde von Kamaik in der Tschechoslowakei liegt die von schweren Basaltfelsen umgebene Waldkapelle zu „St. Johannes dem Täufer in der Wüste", welche am Patronatstage dieses Heiligen von zahlreichen Wallfahrern besucht wird. Der Predigtstuhl befindet sich außerhalb der Kapelle, so daß sich die Pilger, im Freien, unter den uralten Eichen lagernd, die Predigt anhören können.

Einen besonderen Anziehungspunkt bildet aber ein Phänomen, das einige böhmische Geschichtsforscher schon 1852 in einer „Chronik Böhmens" bestätigen, allerdings, ohne sich auf eine Erklärung einzulassen. An der Südseite des aus schwarzen Basaltfelsen bestehenden Abhanges bilden sich nämlich in den Sommermonaten richtige Eisklumpen in den Gesteinsfugen, die erst zu schmelzen beginnen, wenn die kalte Jahreszeit einsetzt, um im Winter überhaupt zu verschwinden!

Natürlich wirkt sich ein derartiges Naturspiel in der Meinung der Landbevölkerung phantasiebefruchtend aus, und abgesehen von verschiedenen Legenden darüber, geht auch der Aberglaube, daß unfehlbar ein schweres Gewitter heraufziehe, sobald vorwitzige Zweifler in diesen Eisklumpen herumwühlen. Einer der obenerwähnten Chronisten, der gerade dieses Kapitel des Werkes bearbeitete, wollte dem frommen Landvölkchen gerne das Unsinnige einer solchen Ansicht durch das Beispiel demonstrieren und wählte einen schönen Sommertag für sein Experiment, zu welchem ihm die Bauern nur kopfschüttelnd Zeugendienste leisteten. Seine überlegene Siegeszuversicht schwand aber rasch, als wenige Minuten darauf der Horizont sich zu verfinstern begann und alle Anzeichen eines aufziehenden Gewitters zeigte. Der Berichterstatter bekennt zum Schluß freimütig, daß er trotz seines beschämten Erstaunens sich beeilt hatte, unter ein schützendes Dach zu gelangen, bevor das Unwetter hereinbrach!

Zu diesem Eisphänomen besitzt Deutschland ein Gegenstück in den Dornburger Eishöhlen im Westerwald, die übrigens kürzlich zum Naturschutzgebiet erklärt wurden. Dort sind die Höhlenwände im Sommer stets mit einer Eisschicht überzogen, die jedoch im Winter wieder wegschmilzt. Man erklärt diese Absonderlichkeit durch die eigenartige Bildung der Höhlen, die Sommers über von eisigen Winden durchpfiffen werden, während in der Winterzeit absolute Windstille herrscht. Dann kommt die Eigenwärme der Gesteinsmassen allmählich zur Geltung und hat den Eispanzer bald aufgetaut.

Unglaubliche Geschichten

Weibliche Konkurrenz für Richter Lynch.

Richter Lynch war ein harter Mann, und seine Jünger sind es nicht minder. Lynchjustiz setzt harte Menschen voraus. Im allgemeinen hörte man bisher nur, daß sich Männer dieser nicht sehr sympathischen Justiz bedienten. Aber man wird immer eines Besseren belehrt. Diesmal durch 25 junge Frauen, die in Neapel in das Hotelzimmer eines Gastes eindrangen, ihn mit einer mitgebrachten Eisenstange zu Boden schlugen, den Mann buchstäblich zu Tode trampelten und sich dann selbst der Polizei stellten. Das Opfer dieser 25 Frauen war als ein Ingenieur Dr. Arot in das Fremdenbuch eingetragen. Bei der Vernehmung der Jüngerinnen des Richters Lynch stellte sich jedoch heraus, daß es sich um einen Schlosser handele, der sich den Doktortitel nur zugelegt hatte, um sein unsauberes Gewerbe, den Heiratsschwindel, ungestört betreiben zu können. Auch diesen 25 Frauen hatte er, ohne daß die eine von der anderen wußte, die Ehe versprochen. Durch einen Zufall merkte die eine den Schwindel; sie hetzte einen Detektiv auf die Spur des Schurken und machte ihre Leidensgenossinnen ausfindig. Das Ende war ein gemeinsam verabredeter Überfall, der das obenerwähnte Ende nahm.

Körperverstümmelungen durch Muscheln.

Es gibt Riesenmuscheln, die Schalen von fünfzig und mehr Zentimeter Länge haben. Schon manchem Schwamm- und Perlenfischer ist die Begegnung mit derartigen Riesenmuscheln recht gefährlich geworden, denn von Zeit zu Zeit klappen die Schalen dieser auf Pflanzenernährung angewiesenen Muscheln auf und zu. Kommt man nun in dem Augenblick, da die Schalen sich wieder schließen, der Muschel zu nahe, dann ist es um das Bein oder um den Arm, der in die geöffnete Muschel gerät, geschehen. Es ist natürlich nun nicht etwa so, daß die Muscheln „nach einem Menschen schnappen", dieses Auf- und Zuklappen der Schalen hängt lediglich mit einem mechanischen Reiz zusammen.

MODE UND HEIM

Der erste Frühlingsbote

Unsere Blumen in der Legende

Die ersten, schüchternen Frühlingsboten sind in unserer Heimat die entzückenden weißen Osterglocken, die man auch „Märzenbecher" oder „Christi Rocksaum" nennt. Denn weiß ist ihr Blütenglöckchen, dessen Rand leicht gezackt und mit kleinen goldenen Punkten verziert ist. So soll der Saum des Gewandes ausgeschaut haben, das der Heiland bei seinem Einzug in Jerusalem trug. Und da die unscheinbaren weißen Blüten am Wege standen, weinend, daß man ihnen neben den Palmenzweigen und Blüten, die auf des Herrn Weg gestreut wurden, keine Beachtung schenkte, verlieh ihnen der gütige Menschensohn diesen reizenden Schmuck — so will es die Legende wissen.

Und wie war es mit der Passionsblume? Sie war einst eine schwache, zarte Pflanze, die unbeachtet auf Golgatha wuchs, wo sie das Kreuz aufrichteten. Und als sie den Herrn ans Kreuz schlugen, wollten die Kriegsknechte die Blüte achtlos zertreten. Christus aber winkte seinem Jünger Johannes, daß er schützend die Blume seitwärts biege. Und als sie das Leiden des Herrn sah, rankte sie sich am Stamme des Kreuzes empor und suchte mit ihren kühlen Blättern die Schmerzen des dornengekrönten Hauptes zu lindern. Unauslöschlich prägte sich das Passionserlebnis der Pflanze ein. Im nächsten Frühling erwuchsen ihr Blüten, die im Kelch das Leidensbild des Herrn trugen: Nägel, Dornenkrone und Kreuz. Wir nennen sie heute die Passionsblume.

Aus welchem Holz wurde das Kreuz des Heilands gezimmert? Man wählte Eschenholz dazu. Und als der Baum erfuhr, welchem schrecklichen Zweck er bestimmt sein sollte, senkte er trauernd die Krone und die Zweige, und noch heute sieht es aus, als tropften von der Traueresche Blättertränen hernieder. Die Espe aber, die in sündigem Hochmut glaubte, die Leiden des Erlösers hätten Blumen und Pflanzen nicht zu berühren, war die einzige, die hochaufgerichtet stehenblieb, als am Karfreitag um die Mittagsstunde das Gewitter hereinbrach und eine Naturkatastrophe ohnegleichen den Tod des Heilands ankündigte. Sie sah den Engel des Todes mit dem Flammenschwert — und noch heute muß sie mit allen Blättern zittern in Erinnerung an jenes furchtbare Erlebnis.

Der Weißdorn aber, aus dem die Leidenskrone gewunden wurde, war untröstlich. Den Menschensohn aber erbarmte sein Kummer. Und in seinem Mitfühlen für alles unschuldige Leiden der Kreatur auf Erden hieß er einen Engel an jedem Karfreitag vom Himmel herniedersteigen und dem Weißdorn, noch lange bevor er die ersten Blätter entfaltet, ein schimmernd weißes Blütenkleid überwerfen, damit seine spitzen, langen Dornen verborgen werden.

In manchen deutschen Gauen nennt man das Knabenkraut auch „Marienträne", denn unauslöschlich sind seinen Blüten und Blättern die Schmerzenstränen der Gottesmutter, die auf sie herniederfielen, eingeprägt. Aus dem Blute des Gekreuzigten wuchsen Brombeeren auf, die mit dichten, dornenbesetzten Zweigen jedem Frevler den Zutritt zum Kreuz verwehrten. Dunkel wie Blut sind noch heute ihre Früchte. Und warum die Veilchen nur bei Nacht erblühen und ihren zarten Duft aushauchen? Die Legende weiß es zu sagen: Sie blühten auf Golgatha, und da die Leiden des Herrn sie so bitter erbarmten, vergaßen sie, als der Abend herniedersank, ihre Kelche zu schließen. Sie sandten vielmehr ihren süßen Duft in der einsamen, drohenden Finsternis der Nacht zu dem Gekreuzigten auf. Daher kommt es, daß sie Schönheit und Wohlgeruch auch heute noch vor allem in den Abendstunden entfalten.

Der Wurzel vom Blutkräutlein oder Christiwundkraut entquillt blutroter Saft, und zahllose dunkle Punkte auf ihren gelben Blüten sind eine Erinnerung daran, daß das unscheinbare Kraut die Leidenszeit auf Golgatha miterlebte.

Launen der Mode

Modische Kleinigkeiten.

Die Garnitur feiert Triumphe! Kragen und Westen, Fichus und Tücher schmücken die Übergangskleider in leichten und schweren Stoffen, weiß oder bunt, strenglinig oder in Phantasiefalten und -volants. Reizend ist der Schulterkragen mit angearbeitetem Stehkragen, der passende Manschetten verlangt; entzückend zu den ersten bunten, leichteren Kleidern ein großes, schmückendes Vorderteil aus gestärktem Glasbatist mit faltigen Volants und kleinem, spitzem, glattem Mittelstück, wozu sich leicht lockere Rüschen für die Ärmel arbeiten lassen. Neu im Schnitt ist der wie eine Weste wirkende Streifen Rips oder Leinen, der an einer Seite eine feine plissierte Rüsche trägt, gerade geschnitten ist und nur durch seine besondere Art des Haltens wirkt. Die dazugehörigen Manschetten werden aufgeschlagen. Handschuhe mit Lederumflechtung, mit Steppverzierungen, Taschen mit einem Holzring zum Tragen, der mit dem Schloß übereinzustimmen hat und gern aus hellem, schöngemasertem Holz genommen wird, Lederblumen — das sind so einige kleine modische Neuigkeiten.

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Ganz ohne Frühjahrserkältung.

Gefährlicher als die wirklich kalten Wintertage sind die Wochen des Überganges, in denen die Witterung häufig wechselt. Wir begegnen diesen Gefahren, die Schnupfen, Augenentzündung, Nervenschmerzen, Grippe heißen, indem wir grundsätzlich für gute, warme Unterwäsche und leichtere Überkleidung sorgen. Das ist aber nur eine technische Vorbedingung. Es muß auch praktisch noch etwas geschehen. Das wirksamste Vorbeugungsmittel ist die morgendliche kalte Dusche, möglichst im Anschluß an das warme Bad. Durch diese kalte Dusche gerät nicht nur das Blut einmal gründlich und kraftvoll in Umlauf, sie bringt auch den Organismus sofort auf das Arbeitstempo, das zugleich alle Abwehrstoffe gegen böse Erkältungen frei macht; sie bedingt auch ein elastisches Zusammenziehen der Haut, die dann dem Eindringen von Krankheitskeimen weniger Möglichkeiten bietet. Schließt man an die Dusche noch ein paar Atemübungen am weitgeöffneten Fenster und einige kraftvolle gymnastische Bewegungen an, so darf man unbesorgt dem launischen Frühjahrswetter trotzen!

Die notwendige Verjüngungskur

Einige der älteren Rohrstühle sind leider recht eingesessen und ziemlich unbequem. Wir stellen diese Stühle umgekehrt auf einen Tisch, so daß die herausgestülpte Sitzfläche sich zurückbiegt, bestreichen sie gründlich mit einer Lösung von zehn Gramm Schwefelsäure auf ein Liter Wasser und werden mit Freude bemerken, daß der verbeulte Sitz sich beim Trocknen wieder strafft und zusammenzieht.

Wenn das Rohr sich ablöst und aufzuringeln beginnt, tut man gut, die schadhaften Stellen sorgfältig und in ziemlich breiter Fläche mit Bast zu bewickeln und mit kleinen Stiften festzunageln. Die Mühe ist gering und man spart Ärger, zerrissene Sachen und die Kosten für Neuanschaffung von Möbeln. Haben Rohr- und Korbstühle, die einstmals lackiert glänzten, ihren Schimmer eingebüßt, so kann man sie neulackieren mit einer Mischung von Möbellack, Zinkweiß und Chromgelb, die sehr dünn aufgetragen wird.

Balkonmöbel nach dem Winterschlaf

Schluß mit der winterlichen Ruhe für Balkon- und Gartenmöbel. Wenn die Witterung auch noch nicht recht zuverlässig ist, so möchte man doch gerade die ersten warmen Sonnenstrahlen auf einem geschützten Balkoneckchen genießen. Ist eine Kokosmatte für den kalten Steinboden da, so hat sie ohne Zweifel während der Wintermonate recht viel Staub eingefangen, obwohl man sie sorgfältig zusammengerollt aufstellte. Es empfiehlt sich, sie zur Reinigung einfach eine Zeitlang unter fließendes Wasser zu hängen — in die Badewanne oder unter die Leitung —, ohne sie weiter zu behandeln. Das Wasser schwemmt den Staub am besten heraus.

Und die Korbmöbel sehen geradezu grau aus! Wir versuchen es erst einmal mit starkem Seifenwasser und einer festen Bürste. Zeigen sich dann trotzdem noch Flecken und dunkle Stellen, will sich der ersehnte helle Glanz nicht einstellen, so verwenden wir eine Lösung von zwanzig Gramm Kleesalz auf drei Liter Wasser und bearbeiten damit die Möbel.

Das praktische Heim

Ueberall Chintz

Chintz hat sich die Wohnung erobert — nicht erst seit heute — und gedenkt noch lange nicht daraus zu verschwinden. Vorhänge, Möbelbezüge, Kissen — alles Chintz.

Ein Reisenecessaire für die kleinen Instrumente zur Handpflege, eines für Nähzeug sind aus fünf starken Pappteilen leicht zusammengeschnitten. Mit Leinenstreifen werden sie so zusammengeklebt (Kartoffelmehlkleister), daß zwischen den einzelnen Teilen ungefähr ½ Zentimeter Raum bleibt, sonst lassen sich die Teile nicht genügend bewegen. Die Taschen zum Halten der Garnrollen, Scheren usw. bringt man an der unbezogenen Pappe an, indem man sie mit einem scharfen und genügend breiten Meißel durchsticht und die Bandenden auf der Außenseite verklebt. Holz- oder Perlmuttknöpfe schließen die hübschen Taschen. Ein großer Eierwärmer aus Chintz mit Watteeinlage wird durchsteppt und hat einen weichen Deckel, an dem ein bezogener Ring befestigt ist. Eine Handarbeitstasche aus Chintz sieht zu jedem sommerlichen Hauskleid reizend aus und kann wie eine Schürze umgebunden werden.

Achtung, Hausfrau!

Erprobte Rezepte.

Vogelnester. Für viele Personen vier hartgekochte Eier, vier Kalbsschnitzel, dünn, vier Scheiben Schinken, roh, Pfeffer, Salz, Fett und Mehl. Das geschälte, hartgekochte Ei wird in die Schinkenscheibe und dann in das Schnitzel gewickelt, zur Roulade gebunden und gebraten. Wenn das Schnitzel gut ist, schneidet man die Roulade in der Mitte durch und garniert die Teile mit der gelben Schnittfläche der Eier nach oben in Spinatnest oder Reisrand, auch auf Kartoffelsalat. Tomatentunke ist besonders gut dazu.

Schnitzel zweimal, nach Jägerart und gespickt. Schöne Schnitzel vom Kalbschlegel werden wie gewöhnlich behandelt, das heißt geklopft, mit Salz und Pfeffer bestreut und dann — für Jägerart — mit zwei tieferen Querschnitten in der Mitte versehen. In die Öffnungen füllt man sehr fein gewiegte Zwiebeln und möglichst viel verschiedene Kräuter. Dann brät man sie rasch goldbraun, gibt saure Sahne und Fleischbrühe dazu und läßt sie weich dämpfen, um dann die Tunke mit ein wenig Mehl zu binden. Für gespickte Schnitzel versieht man das Fleisch mit kleinen Speckstreifen, als sei es Hasenbraten, und behandelt es dann genau wie oben.

Mohrenköpfe. Man braucht sechs Eiweiß, sechs Eigelb, 185 Gramm feinen Zucker, ebensoviel Mehl, etwas Schokoladenguß und Schlagsahne. Zum steifgeschlagenen Eiweiß wird löffelweise der Zucker gegeben, bis eine steife Masse entsteht. Zuletzt kommt Eigelb und Mehl hinzu. Mit dem Spritzbeutel setzt man kleine Häufchen — die man mit heißem Löffel abrundet — auf ein mehlbestäubtes Blech und bäckt sie schnell. Dann halbiert man die Häufchen, überzieht das Oberteil mit Schokoladenguß, nimmt je eine unüberzogene und eine schwarze Hälfte und fügt sie zusammen, indem man Schlagsahne, mit Vanille und Zucker abgeschmeckt, dazwischenfüllt.

Von Salaten und Salattunken.

Gemischter Sauerkrautsalat. Ein Pfund salzfreies Sauerkraut, ein Pfund saftige Äpfel und ein Pfund Tomaten sowie zwei Zwiebeln werden fein geschnitten und in einer guten Salattunke eine Stunde stehen gelassen. Dann richtet man den Salat bergartig an und umlegt ihn mit roh gerösteten Kartoffeln oder Reisrand.

Zweimal Rotrübensalat. Erstens: rohe, rote Rüben werden gerieben, mit Zitronensaft, etwas Zucker, gemahlenem Kümmel und etwas Nelkenpfeffer angemacht und etwas ziehen lassen. Zweitens: gekochte rote Rüben, rohe säuerliche Äpfel und Meerrettich reibt man und würzt die Masse mit Essig, Zucker und Nelkenpfeffer.

Meerrettich mit Apfel und Orangen. Ein frischer, geriebener Apfel wird mit einer Stange Meerrettich gerieben, dem Saft von drei Blutorangen und einer halben Zitrone vermengt. Mit ein wenig Zucker süßen. Man kann auch gleiche Teile Äpfel und Meerrettich reiben und mit Essig, Öl, Zucker und dem Saft einer halben Zitrone mengen.

Grüne Salattunke. Auf sechs Eßlöffel feingewiegte Petersilie und Schnittlauch rechnet man einen Eßlöffel Kapern, eine feingehackte Zwiebel und ein paar feingewiegte Spinatblätter. Dazu gibt man vier Eßlöffel Olivenöl, einen Eßlöffel Zitronensaft, einen Teelöffel Kräutereissig, Pfeffer und Salz. Gut für alle grünen und Gemüsesalate.

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro).

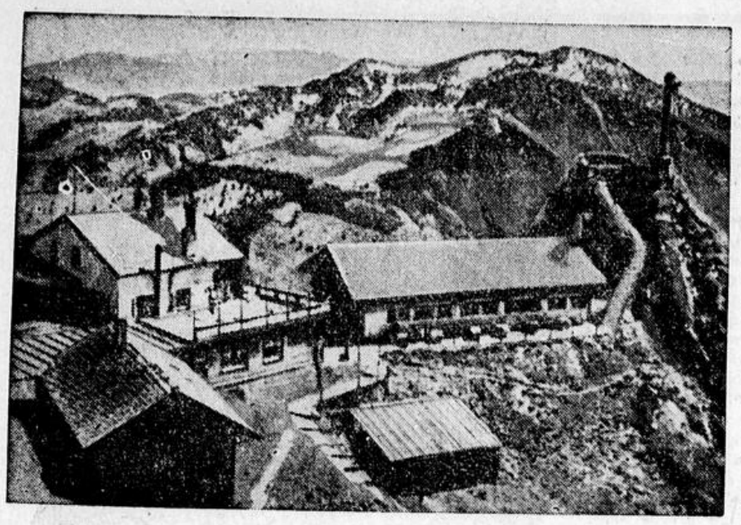
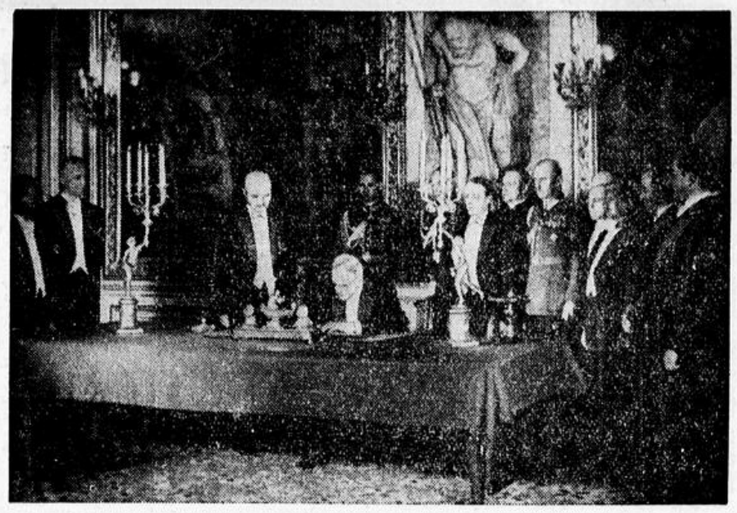
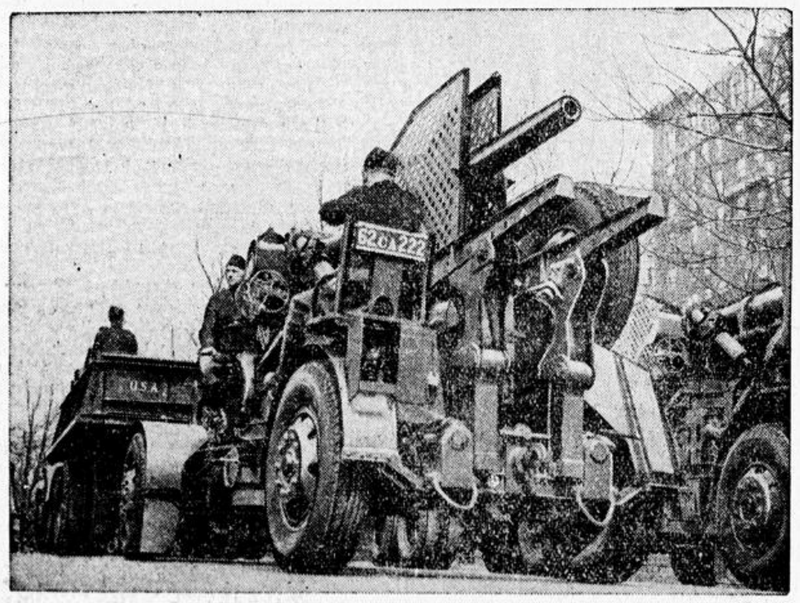


Bild links:
Zum Erdrutsch am Tatzlwurm.
Das Gasthaus Tatzlwurm bei Oberaudorf am Inn, in dessen unmittelbarer Nähe der Bergrutsch vor sich geht. Die Erdmassen bewegen sich mit einer Geschwindigkeit von etwa vier Metern in der Stunde abwärts.

Bild rechts:
Feierliche Unterzeichnung der neuen Verfassung Polens.
Im Warschauer Schloß wurde im Rahmen eines großen Staatsaktes die neue polnische Verfassung vom Staatspräsidenten Moscicki (während der Unterzeichnung) und den Ministern unterzeichnet.



Ostersegen des Papstes.
Blick auf die riesige Menschenmenge vor der Peterskirche in Rom. Nachdem der Papst am Ostermorgen in St. Peter das feierliche Hochamt gehalten hatte, erschien er in Begleitung der höchsten Geistlichkeit in der Loggia, xo er urbi et orbi den Segen erteilte.



Neue amerikanische Flugzeugabwehrgeschütze
Bei der großen Heeresparade in Neuyork wurden neue gigantische Drei-Zoll-Flugzeugabwehrgeschütze der amerikanischen Küstenartillerie vorgeführt.

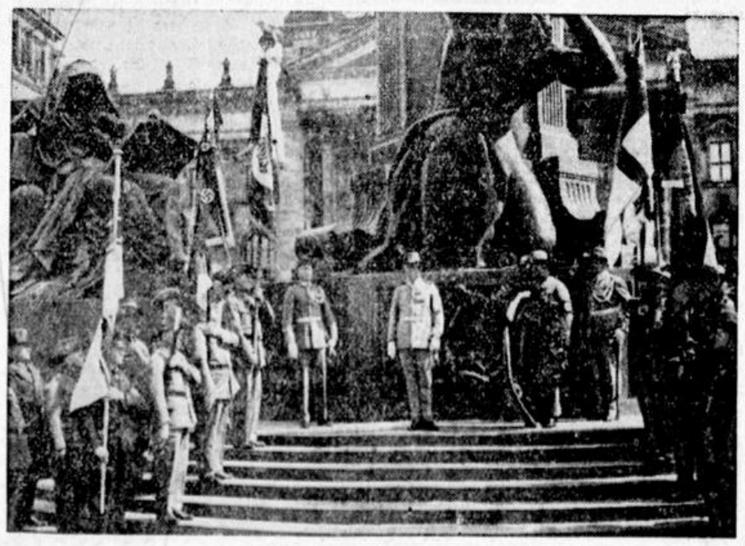


Bild rechts:
„Das Mädchen Johanna."
Angela Salloker spielt die Jungfrau von Orleans in dem Ufa-Groß-Tonfilm „Das Mädchen Johanna", der als Festuraufführung in Gegenwart der Teilnehmer am Internationalen Filmkongreß am 26. April im Ufa-Palast in Berlin anlief.

Dem Begründer des deutschen Kolonialreiches.
Im Jahre 1884 stellte Bismarck die Erwerbungen des Bremer Kaufmanns Eduard Lüderitz in Südwestafrika unter den Schutz des Deutschen Reiches und legte damit den Grundstein zum deutschen Kolonialreich. Aus Anlaß dieses Tages ließ der Reichskolonialbund unter Beteiligung von Abordnungen der Kolonialkriegervereine Berlins am Denkmal Bismarcks vor dem Reichstag einen Kranz niederlegen.

Bild links:
Beginn der 18monatigen Dienstzeit in Frankreich.
Abschiedsszenen, wie man sie auf französischen Bahnhöfen jetzt des öfteren sieht. Der fällige Jahrgang vor der Abfahrt zum Truppenteil.

Erste Reichsautobahnstrecke fertig.
Streckenbild mit Kurve, von einer der zahlreichen Straßenbrücken gesehen, der Reichsautobahnstrecke Frankfurt a. M.—Darmstadt. Sie wird bereits am 16. Mai eröffnet.

ROMANZE AM MAIN

Miltenberg, ein fränkisches Städtebild

Von Wanderer.

Von Bamberg, der tausendjährigen Kaiser- und Bischofsstadt, bis nach Aschaffenburg, dem „fränkischen Nizza“, zieht sich am Silberband des rebenfrohen Mains eine Perlenschnur alter, schöner Städte und Städtlein entlang — jedes von ihnen ein Stück deutscher Vergangenheit und Geschichte. Jenseits Würzburg, der Stadt des Barock, der Alma mater Julia und des Steinweins, biegt der Main bald in spitzem Winkel nach Südwesten ab und durchbricht die Mauer der steilabstürzenden Buntsandsteinkuppen des Spessart und der buchengrünen Vorberge des Odenwaldes, die von beiden Seiten dicht herandrängen. Bei Freudenberg öffnet sich das romantische, walddunkle Flußtal, das dem Neckartal zwischen Heidelberg und Neckargerach nichts nachgibt, und schon grüßt mit vielen Türmen ein graues Frankenstädtchen herüber: Miltenberg, von Goethe im „Götz“ verewigt, eine durch Geschichte, prächtige Baudenkmäler und unvergleichliche Lage gleichmäßig ausgezeichnete uralte Frankensiedlung.

In Miltenberg, das der Dichterfürst mit Dinkelsbühl und Rothenburg ob der Tauber zusammen zu nennen pflegte, stehen wir auf historischem Boden. Schon etwa 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung legten die Kelten auf dem die Stadt überragenden Greinberg einen Ringwall an, der den Ureinwohnern der Gegend als Zufluchtsstätte in Gefahr diente. Dann kamen die Römer, die den Ort zu einer starken Grenzgarnison des Limes machten, der hier nach Norden vorüberzog. Nach Jahrhunderten ergriffen die Mainzer Erzbischöfe von dem Gebiet Besitz und gründeten als Grenzveste die „Mildenburg“, deren Mauern noch heute über der Stadt aufragen. Um 1270 war Miltenburg der stärkstbefestigte Platz am unteren Main, beschirmt von 30 Türmen und Basteien, einer mächtigen Stadtmauer und zwei Wachtschiffen auf dem Strom. Im Bauernkrieg bemächtigte sich der sogenannte „Odenwalder Haufen“ unter Götz von Berlichingen der Stadt, der von hier aus die bekannten „Zwölf Artikel“ nach Würzburg richtete. Zur Zeit der Renaissance entstanden die schönen Bauten, die der Stadt noch heute ihren besonderen Charakter geben, unter ihnen der „Riese“. Der Dreißigjährige Krieg sah in Miltenbergs Mauern die Heere aller kämpfenden Nationen und Parteien. Zu Beginn der Befreiungskriege wälzten sich die Armeen der Verbündeten durch das Maintal gegen Frankreich. So geht es weiter, eine ununterbrochene Flucht geschichtlicher Daten und Erscheinungen bis in unsere Zeit hinein, und es sei an dieser Stelle die wenig bekannte Tatsache zu ehrendem Gedächtnis erwähnt, daß in Miltenberg eines der kraftvollsten Vaterlandslieder des Weltkrieges entstand: „O Deutschland, hoch in Ehren, du heil'ges Land der Treu“, das hier in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts von dem Studienlehrer der Miltenberger Lateinschule, Ludwig Bauer gedichtet worden ist.

Eng eingezwängt zwischen dem rasch strömenden Main und hohe Berge, deren bewaldete Hänge einen gewaltigen laubgrünen Halbkessel beschreiben, bietet die Stadt ein Bild von starker, reizvoller Eigenart und ungewöhnlicher Schönheit. Trutzige, aus roten Sandsteinquadern gefügte Wachttürme und Stadtmauern, alte malerische Bürgerhäuser und Fürstenherbergen — der „Riese“ ist der älteste Gasthof Deutschlands, in dem schon Barbarossa, Kaiser Ludwig der Bayer, Luther, Gustav Adolf, Wallenstein, Tilly und später Prinz Eugen von Savoyen, Marlborough und Moltke zu Gast waren —

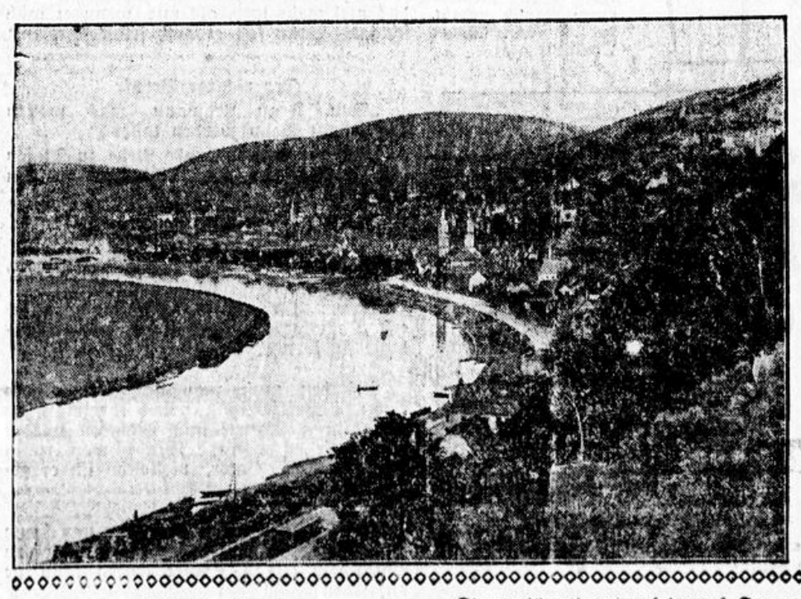
Wagenborg.

Gasthof zum Riesen in Miltenberg a. M.

schmale, stille Gäßchen, dämmerige Winkel, Treppen, Durchgänge und wappengeschmückte Torbogen über die blütenschwere Kränze von Goldregen, Schneeball und Rotdorn herniederhängen, geben der Stadt das Gepräge einer mittelalterlichen Stadt von überraschender Echtheit. Das Juwel Miltenbergs aber ist sein Marktplatz, den hochgegiebelte Renaissancebauten mit geschnitztem Fachwerk, efeuumrankten Türmchen und weingrünen Erkern umschließen, in dessen Mitte ein heiligenbildgekrönter Brunnen plätschert und auf den die grünüberwucherten Mauern und Zinnen von Schloß Mildenburg sechzig Meter tief steil herabschauen — ein verträumtes Stück Mittelalter, eine baugeschichtliche Romanze.

Hundert Kriege, Fehden und Brände sind in anderthalb Jahrtausenden über die Stadt hinweggegangen, aber alle hat der zähe, beharrliche Frankensinn siegbaft überdauert. Immer wieder fing er von vorn an, mit größerer Liebe als zuvor. Jeder baute wie er wollte, doch ohne gegen die Gebote des Gemeinsinns und der Überlieferung zu verstoßen. So kam das bunte, mannigfaltige und doch in Farbe und Form einheitliche Vielerlei zustande, das die alten Frankenstädte zu einem unserer wertvollsten Kulturbesitztümer macht.

Mit lauschigen Waldwegen, die in Wahrheit in der Stadt selbst schon beginnen, und prächtigen Wanderzielen im Maintal, Spessart und Odenwald, deren Berge von alten Zeiten mit schattigen Laubwäldern und sonnigen rebengesegneten Halden herniedergrüßen, ist Miltenberg ein köstliches Stück deutscher Erde.



Miltenberg a. M., Stadtansicht

Wagenborg.

Schachaufgabe

Netcke

Matt in drei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König e 2, Dame b 5, Läufer c 1, Bauer a 4. — Schwarz: König c 2, Läufer a 1, Bauer a 2.

Steigerungsrätsel.

1 Ein Freistaat in Europa und sehr besucht bin ich;

Die Landwirtschaft hingegen, die zeigt gesteigert mich

2 Beim Trinken nimmt ein jeder mich, auch lieber Leser du,

Und werde ich gesteigert, wend'st du mir Mitleid zu

3 Ich wachs' in Feld und Garten, schmeck wohl und nähre dich,

Gesteigert findest du indes im Walde wieder mich

Scharadensonett.

So, wie's die erste nennt, wird die Natur,
Wenn mild der Frühling sich herniedersenket,
Mit warmem Regen reich die Fluren tränket
Und Sonne ausgießt über Wald und Flur!

Die zweit' und dritte folgt des Sommers Spur:
„Ihr Menschen“, ruft sie, „des Gerichts gedenket!“
Schwarz wird die viert', die uns die dritte schenket,
Bis neu die Sonne macht der Erd' die Cour.

Das Ganze tritt in Kürze uns entgegen,
Ihm folgt des Osterfestes schöner Segen,
Der Auferstehung allgewaltig Regen.

Doch trittst du erst heraus in Gram und Schmerzen;
Erinn'rung, traurig, naht sich deinem Herzen;
Und angefacht sind hoher Weihe Kerzen.

Silbenrätsel.

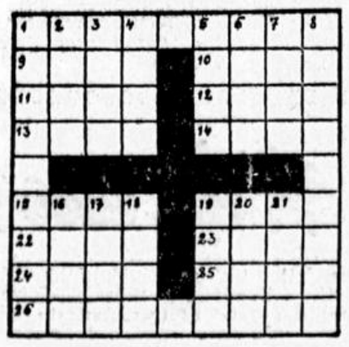
Aus den Silben:
a — al — ar — ber — bes — ce — cha — da — de — des — dy — e — e — est — fe — fisch — ga — ger — glav — har — he — hi — i — i — kei — küb — le — le — le — li — li — mi — mit — na — ne — nim — rac — rak — ro — ro — rod — san — seg — so — sto — tam — tam — te — ter — ti — ti — tri — üs — wal

sind 19 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1 Sprengstoff . . . . . .
2. Weibl. Personenname . . . . . .
3 Stadt in Westfalen . . . . . .
4 Ital. Physiker u. Astronom . . . . . .
5 Höfische Sitte . . . . . .
6 Deutscher Dichter . . . . . .
7. Stadt in der Türkei . . . . . .
8 Sinnesart . . . . . .
9 Saiteninstrument . . . . . .
10. Kalkgebirge der Krainer Alpen . . . . . .
11. Seefängetier . . . . . .
12 Alkoholisches Getränk . . . . . .
13 Sonntagsname . . . . . .
14 Sundainsel . . . . . .
15 Biblischer König . . . . . .
16 Fußbekleidung . . . . . .
17 Oriental. Tonwerkzeug . . . . . .
18 Griechisches Epos . . . . . .
19. Sprichwörtl. Bezeichnung für Jäger . . . . . .

Nach richtiger Bildung der Wörter ergeben diese in ihren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben ein Zitat von Vergil.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten:

a) Von links nach rechts: 1 Provinz und Stadt in Spanien, 9 Nebenfluß der Fulda, 10 ehemalige spanische Silbermünze, 11 weiblicher Vorname (Koseform), 12 Stadt in Lippe, 13 ehelicher Kosename, 14 männlicher Vorname (Kurzform), 15 Haustier, 19 türkischer Titel, 22 Meeresküste bei Venedig, 23 Grießerde, 24 Stadt in Ostfriesland, 25 anderes Wort für Wut, 26 Panzerechse b) Von oben nach unten: 1 Futterpflanze 2 Geburtsstand, 3 andere Bezeichnung für Überbleibsel, 4 Gefangstück 5 Nebenfluß der Saale, 6 Pelztier, 7 Volkserzählung, 8 männlicher Vorname, 16 Kanal, 17 Charaktereigenschaft, 18 Halbaffenart, 19 biblische Person, 20 seemännischer Unteroffizier, 21. Titelheld aus Freytags „Ahnen“

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe

Lösung: Läufer b 8 — d 6.

1.) . . „ e 7 × L d 6 2.) D e 1 × e 3. K e 6 — d 5, 3.) S e 8 — c 7 matt

1.) . . „ . . „ 2.) . . „ d 6 — d 5, 3.) D e 3 — e 1 matt

1.) . . „ c 3 — c 2, 2.) D e 1 — e 1 † K e 6 — d 5 3.) D e 1 — e 4 matt.

1.) . . „ g 7 — g 6, 2.) „ „ 3.) . .

1.) . . „ g 5 — g 4 2.) . . „ T h 5 — e 5, 3.) D e 1 × T e 5 matt

1.) . . „ K e 6 — d 5, 2) D e 1 × e 3, K d 5 — e 6, 3.) D e 3 — e 5 matt.

1.) . . „ . . „ 2.) . . „ e 7 × L d 6, 3.) S e 8 — c 7 matt

1.) . . „ S h 6 — f 5, 2.) D e 1 × e 3. K e 6 — d 5, 3.) D e 3 — c 4 matt.

1.) . . „ . . „ 2.) . . „ e 7 × L d 6, 3.) S e 8 — c 7 matt.

Verkehrssignale.

Man müßte außer der gelben Lampe eine rote Lampe und als dritte eine grüne Lampe verwenden, die eine sehr starke Beimischung von blau hat. Dann wäre das Haltesignal und das Freifahrtsignal auch für die rot-grün- und gelb-blau-Blinden zu unterscheiden.

Geographisches Silbenrätsel.

Du glaubst zu schreiben und du wirst geschoben — 1 Doberan 2 Udine 3 Gollub 4 Lemgo, 5 Andernach, 6 Uranus, 7 Bodensee 8. Sonneberg, 9 Tilsit, 10 Ziegenhals, 11 Ucker 12. Sanssouci, 13 Charkow, 14 Ilmenau 15 Elberfeld, 16 Birkenfeld, 17. Elmshorn, 18. Nassau.

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: Tanne, Torte, Tafel, Kelle

Senkrecht: Fasan, Anker, Vogel, Stall

In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Näher zur Erde und doch kälter.

Bei den ungeheuren astronomischen Entfernungen spielen diese 5 000 000 Kilometer überhaupt keine Rolle. Diese Abstandsschwankung des Mittelpunktes ist im Zusammenhang mit den unvorstellbaren Strecken so gering, daß die Erdbahn trotz alledem nahezu ein Kreis bleibt und die Sonnennähe nicht die geringste Temperaturveränderung verursacht! Winter und Sommer entstehen einzig und allein deshalb, weil die Erdachse zu unabänderlicher Richtung um 23½ Grad zur Erdbahn geneigt ist und demzufolge auf ihrem Wege um die Sonne im Dezember die südliche und im Juni die nördliche Erdkugelhälfte in den Bereich der senkrecht auftreffenden Sonnenstrahlen bringt. Im Dezember fallen bei uns also nur die wenig wärmenden Schrägstrahlen ein, und es wird in Europa, Asien und Nordamerika trotz der „Sonnennähe“ kalter Winter!

Tempo

A.: „Unsere Eisenbahn geht so langsam, daß die Reisenden sich kaum der Bettler erwehren können, die neben dem Zuge herlaufen."

B.: „Unsere geht noch langsamer. Es ist schon manchem passiert, daß seine Fahrkarte abgelaufen war, als er ankam."

A.: „Was erzählen Sie mir da für alte Witze! Das ist alles noch gar nichts. Wenn Sie bei unserer Bahn auf einer Station ein Ferkel aufgeben, dann kommt es auf der Bestimmungsstation schon als ausgewachsenes Schwein an."

B.: „Schön, schicken Sie mir nächste Woche drei Ferkel."

*

Dringende Frage.

„Mindestens zwei Dutzendmal bin ich gefragt worden, ob ich nicht heiraten will."

„Von Verehrern?"

„Nein, von meinen Eltern."

*

Gute Antwort.

„Und Ihr Bruder, der sich so lange bemüht hat, eine Stelle im Amt zu bekommen . . ., was macht er jetzt?"

„Nichts. Er hat die Stelle bekommen."

*

Schwieriges Problem.

Der kleine Hans sitzt nachdenklich auf der Erde. Plötzlich fragt er: „Vater, warum hast du die Mutter geheiratet?"

„Vater: „Was, mein Junge? Zerbrichst du dir auch schon darüber den Kopf?"

*

Nachhaltige Wirkung.

„Sie schauen miserabel aus."

„Jawohl . . . vor drei Wochen habe ich zu viel Sekt getrunken."

„Und das wirkt jetzt noch?"

„Nein, aber bezahlen soll ich ihn jetzt?"

*

Auch eine Spende.

„Was soll das, Mare? Du hast versprochen, das Beste für die Bowle mitzubringen, und jetzt kommst du mit 'nem Glas gesalzener Fische an!"

„Das ist das Beste — — macht mächtigen Durst."

*

„Hallo, hier Prentz — —"

Stimme im Telephon: „Falsch verbunden, wenn's bei Ihnen brennt, müssen Sie die Feuermeldestelle anrufen!"

*

Gutes Mittel.

„Also dieses Haarwuchsmittel können Sie mir wirklich empfehlen?"

„Ganz gewiß, mein Herr, kürzlich hat meine Frau versehentlich statt des Mundwassers dieses Mittel benutzt, und nun hat sie Haare auf den Zähnen."

*

Treue.

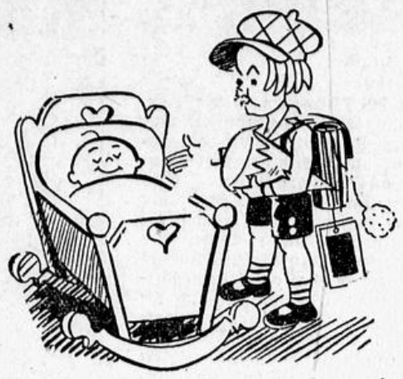
„Es gibt keine Frau auf der Welt, die so treu ist wie meine!"

„Na weißt du — wo sie dich dreimal verlassen hat!"

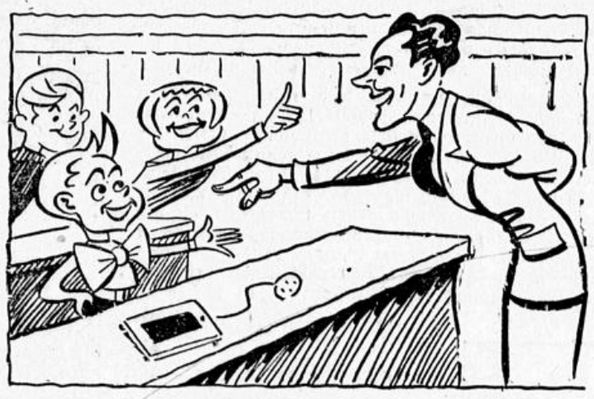
„Ja, aber sie ist doch jedesmal wiedergekommen!"

„Der Schritt in's Leben . . ."

Kleine Abenteuer mit Abc-Schützen



Stoßseufzer am ersten Schultag: „So jung möcht' ich nochmal sein!"



Lehrerin: „Der Ochse und die Kuh ist auf der Weide. Welchen Fehler habe ich da gemacht, Lottchen?"

„Die Dame kommt immer zuerst, Fräulein!"

„Kennt einer das Lied vom braven Mann?"

„Jawohl, Herr Lehrer! Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!"

„Am ersten Schultag sich so herumzuhauen; du hast ja zwei Zähne verloren, Junge!"

„Nein, Mutti, die hab' ich in der Tasche!"

„Papa, hier hast du deine Tüte wieder, dafür gehe ich nicht acht Jahre zur Schule."

Zeichnung: Krusch

„Mein Vater hat so viel Geld, daß er es nicht ausgeben kann." — „Bei uns kann die Mutter es nicht verbrauchen", erwidert der kleine Max seinem Freunde Willi.

„Rauß mit dem Geld!" brüllt der Wegelagerer sein Opfer an. „Je mehr Sie freiwillig herrücken — um so weniger brauche ich Ihnen gewaltsam abzunehmen."

Bewährungsfrist.

„Was hat denn deine neue Uhr gekostet?"

„Einstweilen noch nichts!"

„Wohl auf Kredit?"

„Nein, Bewährungsfrist!"

*

Gute Antwort.

„Ich begreife nicht, wie unsere Vorfahren ohne Telephon, Elektrizität und Radio leben konnten!"

„Das konnten sie ja auch nicht, sie sind ja sämtlich gestorben!"

*

Pech.

„Mit meinen beiden Frauen hatte ich riesiges Pech!"

„Na, erzähle mal!"

„Die eine lief mir davon und die zweite nicht!"

*

Umständlich.

„Ingemaus, all die Sterne mögen Zeuge sein, wie sehr ich dich liebe!"

„Was bist du für ein umständlicher Mensch, es genügen doch schon zwei Zeugen fürs Standesamt."

*

Übertrumpft.

Aufschneider: „Mein Vater hat die Alpen gebaut."

Verdrossener Zuhörer: „Das ist noch gar nichts. Kennen Sie das Tote Meer? Mein Vater hat es getötet."

*

Unter Kindern.

Fritzchen fragt den kleinen Hans: „Du schreist nie, wenn dich dein Vater verhaut?"

„Nee. Mein Vater hat gesagt, ihm tut das viel mehr weh, als mir, wenn er mich schlägt. Dann soll er auch selbst schreien."

*

Der richtige Beruf.

„Nun, Frau Lehmann, was wollen Sie Ihren Sohn werden lassen?"

„Weil er eine so große Liebe zu Tieren hat, wollen wir ihn Schlachter werden lassen."

*

Das wäre besser!

Tochter: „Ich möchte zuerst Biologie, Psychologie und Physiologie studieren."

Vater: „Wie wär's, wenn du zu allererst Kochologie, Waschologie und Nähologie studiertest?"

*

Fritzchen muß zum Zahnarzt. Sein Vater begleitet ihn. Nach dreimaligem vergeblichen Läuten faßt Fritzchen wieder Mut und er meint: „Wir können ruhig wieder gehen, Vater, vielleicht ist er gestorben."

*

Zeitgemäße Glosse: Die Frau von heute kann sich eher einen Führerschein als einen Trauschein leisten. Aber lenken kann sie auf jeden Fall.

*

„Ist die Mutter wieder gesund, Liesbeth?" — „Jawohl, Herr Müller, gestern hat sie sich zum ersten Male wieder mit Papa tüchtig gezankt."

Wald Feld und Heide

Geschützte Pflanzen und Tiere

Die unten bezeichneten Tier- und Pflanzenarten sind geschützt. Es ist verboten, Tieren geschützter Art nachzustellen, sie zu beunruhigen, zu ihrem Fang eingerichtete Vorrichtungen anzubringen, sie zu fangen oder zu töten. Auch ist verboten, Eier, Nester oder sonstige Brutstätten fortzunehmen oder zu beschädigen. Es ist verboten, Vögeln — mit Ausnahme der Enten, Gänse, des Auerwildes, des Birkwildes und der Schnepfen — zur Nachtzeit nachzustellen. Es ist verboten, geschützte Pflanzen zu entfernen oder zu beschädigen, ausgenommen der Nutzungsberechtigte. Es ist verboten, die auf Grund dieser Verordnung geschützten Tierarten einschließlich ihrer Eier und Nester sowie Pflanzen feilzuhalten, anzukaufen, zu verkaufen oder zu befördern. Übertretungen werden mit Geldstrafe oder Haft bestraft.

Nach vorstehender Verordnung sind geschützt: Insekten: Apollofalter, Gottesanbeterin. — Kriechtiere: Sumpfschildkröte. — Vögel: a) Das ganze Jahr sind geschützt: Kormoran, Höckerschwan, Singschwan, Zwergtrappe, Schwarzer Storch, Weißer Storch, Reiher und Rohrdommeln (mit Ausnahme des Fischreihers) Schlangenadler, Schreiadler, Steinadler, Seeadler, Wespenbussard, Baumfalk, Rotfußfalk, Turmfalk, Eulen (einschließlich Uhu), Spechte, Rotköpfiger Würger, Schwarzstirniger (Grau-) Würger, Kolkrabe, Steinsperling, Karmingimpel, Wasserschmätzer (Wasseramsel); b) vom 1. März bis 31. August sind geschützt: Eisalk (Tordalk), Troddellumme, Papageientaucher, Polartaucher, Möven und Seeschwalben, Eiderente, Schellente, Brandgans, Austernfischer, Steinwälzer, Regenpfeifer, Strandläufer, Kiebitz, Triel, Säbelschnäbler, Uferschnepfe, Wasserläufer, Kampfläufer, Brachvogel, Kranich, Turteltaube, Hohltaube, die Weihen (mit Ausnahme der Rohrweihen), Milane, Wanderfalk, Raubwürger, Tannenhäher; c) vom 1. März bis 30. Juni sind geschützt: Säger, Graugans. — Säugetiere: Siebenschläfer, Baumschläfer, Gartenschläfer, Haselmaus, Bieber, Nerz oder Sumpfotter. — Wildwachsende Pflanzen: Straußenfarn, Königsfarn, Bärlapp, Eibe, Federgras, Türkenbund, Frauenschuh, Strandvanille, Seidelbast, Wassernuß, Stranddistel, blaublühender Enzian, Linnäe.

Aufruf der Vögel

Die gesamte Vogelwelt des Deutschen Reiches hat in ihrer diesjährigen Frühlingsversammlung den nachfolgenden Mahnruf erlassen:

„Aus fernen Landen in unsere liebe alte Heimat zurückgekehrt, bezogen wir in Wald und Feld, in Stadt und Land unsere früheren Wohnungen und gedenken hier einen glücklichen, zufriedenen Hausstand, ein fröhliches und freies Leben zu führen. Wir stellen daher uns und unsere Nachkommenschaft unter den tatkräftigen Schutz der Menschen und hegen die berechtigte Hoffnung, daß allesamt, alt und jung, groß und klein, uns an Leben und Leib weder Schaden noch Leid tun werden, noch das kostbare Gut edler Freiheit uns rauben. Insbesondere bitten wir freundlichst und dringendst, die mühsam erbauten Nester nimmer zu zerstören, unsere Eier nicht fortzunehmen, die brütenden Vogelmütter nicht zu erschrecken, noch zu ängstigen, die junge Brut in unserer Pflege zu belassen und uns allezeit als Freunde zu behandeln. Dagegen wollen wir Gefiederten durch fleißiges Singen, Pfeifen, Schnattern, Hüpfen, Fliegen, Flattern euch Unterhaltung und Vergnügen bereiten, auf Busch und Baum, Strauch und Kraut, Feld und Vieh die lästigen Schmarotzer wegfangen, so daß Wald und Feld, Garten und Auen lieblich gedeihen und die Menschen an Gottes neudelebter Schöpfungspracht Freude und Wonne finden. So geschehen zu Waldheim zwischen Ostern und Pfingsten dieses Jahres.

Im Namen der Bevollmächtigten

Lerche, Star, Nachtigall."

Der rote Bock

Rot leuchtet die neue Decke des Bocks durch das junge Grün, ihren Träger verratend, das Auge des Jägers erfreuend. Es ist leicht, den Bock in den ersten Zeiten der aufgehenden Jagd vor die Büchse zu bekommen. Aber in erster Linie sei es für den Weidmann Grundsatz, in diesen ersten Wochen nur kranke oder kümmernde Stücke abzuschießen, die sich nicht zur Nachzucht eignen. Der gute, auf der Höhe seiner Kraft stehende Bock sei geschont, bis er seine Pflichten der Nachkommenschaft gegenüber erfüllt hat, bis seine guten Eigenschaften sich im Revier vererbt haben. Das Datum, welches die Schonzeit in den verschiedenen Ländern beendet, ist nicht überall das gleiche, es richtet sich erfahrungsgemäß nach dem durch die wechselnden klimatischen Verhältnisse überall verschiedenen Beginn der Brunftzeit.

Die Auerhahnbalz geht langsam zu Ende. Soll dies stolze Flugwild dem Revier erhalten bleiben, dann schieße der Weidmann nur die älteren Hähne ab. Bei unserer zunehmenden Forstwirtschaft und Kultivierung werden unserem Flugwild schon soviel Möglichkeiten genommen, daß die Verpflichtung für jeden, der Auerhahn- oder Birkwild in seinem Revier hegt, besteht, alles zu tun, um der weiteren Abnahme entgegenzuarbeiten. Auf der Höhe ist die Balz jetzt noch in den meisten Birkwildrevieren. Hier hat der Jäger vollauf Zeit, nun noch einen oder den anderen schönen Hahn auszusuchen.

Die Aussichten für ein befriedigendes Hasen- oder Hühnerjahr sind durch die Kälteeinbrüche, noch mehr durch die Feuchtigkeit des April, recht beeinträchtigt.